

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)
Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU
Band: 9 (1931-1932)
Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

IX. Jahrgang, Heft 7 — Dezember 1931

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Dr. Rob. Tobler, Freudenbergstr. 108, Zürich 7. Tel. 20.895

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

VOM NATIONALEN RESENTIMENT.

(Gekürzter Abdruck der „historisch-psychologischen Betrachtung“ von Prof. Dr. E. Dürr, Basel, aus dem Jahrbuch der Neuen Helvetischen Gesellschaft „Die Schweiz 1932“.)

Vorbemerkung der Redaktion.

Verschiedentlich haben sich Kommilitonen im Laufe dieses Jahres im „Zürcher Student“ darum bemüht, das Wesen der schweizerischen Nation zu ergründen. Ich erinnere beispielsweise an die Aufsätze „Die Schweiz braucht einen neuen Mythos“ (April), „Staatsmythos und Staatspersönlichkeit“ (Juli), „Nationalismus und internationale Verpflichtung“ (November). Zu dieser Diskussion schien mir der umstehend auszugsweise abgedruckte Aufsatz von Prof. Dr. E. Dürr aus Basel, erschienen im Jahrbuch der N.H.G. „Die Schweiz, 1932“ Wesentliches beizutragen. Da vom Verlag des erwähnten Jahrbuches, Herrn Eugen Rentsch in Erlenbach, begreiflicherweise nur die Erlaubnis zum teilweisen Abdruck dieses Aufsatzes gewährt werden konnte, bat ich einen meiner Mitarbeiter, diesen gekürzt und mit eigenen Bemerkungen versehen für die Wiedergabe im „Z. St.“ einzurichten. Dem Verlag Eugen Rentsch möchte ich für sein weitgehendes Entgegenkommen an dieser Stelle noch besondern Dank erstatten und dabei der Hoffnung Ausdruck geben, die Lektüre dieses Artikels möge zahlreiche Kommilitonen auch zur Lektüre des ganzen Jahrbuches veranlassen, das übrigens in der Rubrik Bücherschau gebührend gewürdigt wird.

I.

In seiner Charakteristik des heutigen Schweizertums, im „Spektrum Europas“, spricht Graf Keyserling mit einem sehr spürbaren Nachdruck von unserm Ressentiment. Etwa so: „Ein außerordentliches Ressentiment herrscht unter den Schweizern gegen alle innerlich Freieren als sie es sind. Nur ist es, wenn ich mich nicht irre, noch größer als das bekannte jüdische Ressentiment: es muß ja größer sein, denn hier hat äußere Zwangs-

lage bisher überhaupt nicht innere Anpassung errungen... Die Schweizer können tatsächlich auf eine große Geschichte zurückblicken. Sie haben wirklich unter den allerersten die politischen und sozialen Ideale der modernen Menschheit realisiert... Und nun fühlen sie, daß sie in der modernen Welt keine irgendwie bedeutsame Rolle spielen noch spielen können. Sie fühlen, aber können nicht verstehen.“ — Oder, verstärkt und ausführend: „Die Schweizer sind das Volk des äußersten mir bekannten Ressentiments... Sie fühlen sich nach wie vor als Pioniere der Freiheit, des Fortschritts. Das sind sie nicht mehr. Der Liberalismus ist heute jedes Beschleunigungsmotives bar. So muß jeder Hochmut auf ihren Zustand hin verbildend wirken. Und der Hochmut der Schweizer ist ungeheuerlich.“ — Schließlich eine dritte Stelle, welche die politische Sachlage mit der geistigen verbindet: „Das schweizerische ist ressentimentbehaftet wie kein zweites Volk, weil dessen Selbstbewußtsein den wirklichen Verhältnissen nicht entspricht. Die Schweiz wähnt das Land der Freiheit zu sein und ist heute in Wahrheit das der äußersten Enge, nämlich im letztlich über allen Wert entscheidend innerlichen Sinn... Heute entspricht bei ihr das Innerliche dem Äußerlichen. Dementsprechend ist die Schweiz heute in allen Hinsichten Provinz.“ — Dementsprechend lautet These und Facit Keyserlings: „Die heutigen Schweizer sind in erster Linie ein psychologischer Typus.“

Das Vorhandensein und die mannigfache Äußerung eines national-schweizerischen Ressentiments kann ernsthaft nicht bestritten werden... Es ist eine erlebnismäßige, also wahrhaft „historisch“ zustande gekommene moralisch-psychologische Eigenschaft, die sowohl an einzelnen Menschen wie an einzelnen Klassen und Nationen haftet. Sein Nährboden ist ein Komplex von unangenehmen, aufsummierten, nie völlig abreagierten, nie überwundenen Erlebnissen. Es kennzeichnet sich als eine wunderliche, sehr variable Mischung von Mißtrauen, Furcht, Abwehr, Rache, schlechtem Gewissen, unausgeglichenem Selbstbewußtsein und von Minderwertigkeitsgefühlen. Ressentimentmenschen haben eine höchst empfindliche Haut, sind leicht verletzt, werden, gereizt, gerne grob, sind nachtragend, rachsüchtig und sie suchen etwa ihre Kom-

pensationen in mannigfach verkleidetem Trotz, in gespreizter Eigengesetzlichkeit, im Bessereinwollen, im Idealisieren und Glorifizieren des Eigenen und daher auch im Hochmut. Dies gilt, wie bemerkt, für das Einzel- wie für das Kollektivindividuum.

II.

Soweit nun das geschichtliche Erlebnis und die geschichtliche Dauerlage das schweizerische Ressentiment gezeitigt und großgezogen haben, so dürfte kaum das — uneingestandene — Spannungsverhältnis zwischen der politischen Größe und Mission der Vergangenheit und der heutigen politischen Überholtheit der Schweiz der Grund zur nationalen Empfindlichkeit sein. Das wäre so etwas wie ein dumpfes Rachegefühl dafür, daß man nicht mehr ist, was man war. Hierüber ist man sich ja völlig im klaren . . . Jenes gereizte Nationalgefühl kann auch nicht in der — wiederum uneingestandenen — Tatsache liegen, daß die *m o d e r n e* Missionsaufgabe der Schweizer erledigt, gegenstandslos geworden sei. Unter dieser jüngern Sendung des politischen Schweizertums hätte man zu verstehen Freiheit im vieldeutigsten Sinn, Fortschritt, Republik, Demokratie, Ideale, wie sie wesentlich zwischen 1830 und 1850 aktivistisch propagiert worden sind, durch die Schweizer selbst wie durch revolutionär und national erregte Nachbarn, besonders Deutsche und Italiener. Diese Ideologie und ihre Propaganda waren damals für die von den Mächten vielfach beargwöhnte und bevormundete Schweiz so gut Abwehr wie Bekenntnis. Jener Glaube und sein Evangelium haben sich in der Richtung gegen das Ausland noch eine Zeitlang gehalten. Dann ist eine Rückentwicklung eingetreten. Aus einem merkwürdigen Grunde: Die repräsentative Republik, wie sie in der Schweiz um 1830 und 1848 entstanden war, hatte sich ab 1870 in den Kantonen und im Bund in eine unmittelbare Demokratie gewandelt. Das heißt: unsere Staatsform war nun wohl schweizerischer in dem Sinne geworden, daß sie sich in allen Kantonen wesentlich nach den binnenalpinen Länderdemokratien einrichtete. Sie war aber für das Ausland verwickelter, unverständlicher und schwieriger geworden. Dessen wurde man sich bei uns bald bewußt,

und darum konnten die Demokratie und ihr besonderer ideologischer Umbau einfach nicht mehr Exportartikel sein. Über das mondiale Modell für Republiken verfügt nach wie vor Frankreich, es ist hiefür Exportland, wir können mit Frankreich nicht konkurrieren. Zudem: Der Monarchiensturz seit 1917 hätte jedem republikanisch-demokratischen Auf- und Anruf über die Grenzen hinweg schon in der Nachbarschaft das Echo genommen. Und schließlich, hatte man irgendwo genug an der repräsentativen Republik und an deren Parlamentarismus, so wurde und wird kaum in der Richtung der unmittelbaren Volksherrschaft revidiert, sondern nach der Diktatur hin. Diese Einsichten und eine Anzahl anderer Gründe, die zum Teil schon vor 1914 wirksam waren, haben uns bewogen, die Demokratie bewußt aus unserem politischen Missionsmagazin zurückzuziehen und aus der Reihe unserer Exportartikel zu streichen. Das bedeutet aber fürwahr keinen Kleinglauben an unserer Demokratie, bedeutet vielmehr die Einsicht an die land- und schollengebundene, organische Art unserer Staatsform und darum auch deren Bejahung...

Graf Keyserling ist also im Irrtum über das historisch-politische Bewußtsein von uns Schweizern und über den psychologischen Grund unserer nationalen Reizbarkeit. Der Irrtum ist aber begreiflich. Denn wer wollte bestreiten, daß jene schweizerische Sendung trotz allem bei uns immer noch ihre gläubigen und lauten Verkünder hat? Und ihre Kreise sind nicht so klein. Aber man beachte den Richtungsunterschied im demokratisch-freiheitlichen Appell. Der Ruf geht nach innen, an das schweizerische Volk selbst, verlangt den Abstieg zu den Urquellen und Anfängen, um einer nationalen Regeneration willen. So tönt es in einer großen Partei, hallt es da und dort im Lande. Aber gerade dieser Sachverhalt spricht einmal mehr gegen die Keyserlingsche Begründung.

III.

Die Erklärung für das nationale Ressentiment ergibt sich viel einfacher und eindrücklicher, sobald man entschlossen ist — der Einheimische mit intellektuellem Mut und der Fremde

mit unbefangener Umsicht — in unsere Geschichte und in unsere geographisch-historische Dauerlage hineinzublicken.

Einmal hat die schweizerische Empfindlichkeit ihre primäre Quelle in der Unverhältnismäßigkeit der staatlichen Dimensionen. Die Schweiz war von jeher ein kleiner Staat, vielmehr, sie war (und ist) aus lauter kleinen Staaten zusammengesetzt, die in sich oft genug uneinig und auf lange Zeiträume hin sogar in Mißtrauen und Furcht gegeneinander aufgebracht waren. Dieses kleinstaatliche Gebilde mit einer bis 1848 fragwürdigen Bundesverfassung hatte und hat sich seit Jahrhunderten gegen die europäischen Großstaaten, die rings um es lagen und liegen, zu wehren oder zu behaupten, mit militärischen, politischen, diplomatischen und rechtlichen Mitteln (wozu auch die Neutralität und der Völkerbund gehören). Es hatte sich zu wehren gegen Umklammerung, gegen Einmischung, gegen Bevormundung und Mißbrauch, gegen Aufhebung. Das ist gewissermaßen seine ewige politische Situation seit den Tagen Karls des Kühnen bis in die Tage der heiligen Allianz und in die Nationalitätenbewegung des letzten Jahrhunderts hinein. Und der Außendruck des Weltkrieges ist noch in aller Erinnerung!

Dieses nationale Dauererlebnis, das ungefähr jede Generation akut mitgemacht hat und das seit Marignano so gut wie nie nach außen abreagiert werden konnte — durch einen befreienden Krieg! —, diese ständige Bedrohung hat einen dauernden Zustand der außenpolitischen Furcht, des außenpolitischen Mißtrauens, hat ein stets bereites, mannigfach geartetes Abwehrbedürfnis wachgehalten und oft genug die nationale Aufwallung zu ohnmächtiger Wut, zur Faust im Sack verdammt; die Neutralität, erwachsen aus Zwang und Einsicht, hat diese Gefühle nicht tragbarer gemacht. Und so sind sie im Blut und in den Knochen der Nation stecken geblieben, haben sich aufgehäuft und sind in den Nationalcharakter eingegangen...

Das schweizerische Ressentiment hat aber auch einen innenpolitischen Ursprung. Er beruht in einem vertikal gerichteten, ständischen Erlebnis. Das aber war, im Gegensatz zum außenpolitischen Sachverhalt, ein höchst aktiver, ja leidenschaftlicher Kampf und Austrag, der tief und breit angelegt war

und von den Massen ungemein bewußter erlebt wurde, weil er sie ganz unmittelbar anging. Das ist so zu verstehen:

Freiheit, Gleichheit und Demokratie sind in der Schweiz und deren Geschichte keineswegs jene nationalen Selbstverständlichkeiten gewesen, wie es etwa ein allzu populäres Wissen annimmt. Die Verwirklichung jener politischen Hauptstücke war vielmehr während zwei langen Perioden der große Gegenstand von heftigsten Kämpfen. Zunächst war im sogenannten heroischen Zeitalter unserer Geschichte (etwa 1291 bis 1474) der Kampf gegen Adel und Fürstentum, das heißt gegen Herrschaft und Herrentum, dann der Kampf gegen städtische und ländliche Eliten (wie Patriziate) die große Angelegenheit des Volkes. Das war nichts anderes als der Abbau und der Ausgleich der sozialen Hierarchie, mit gewalttätigen und gesetzlichen Mitteln, mit Aufstand, mit Abwehr und Krieg, mit Verfassungsrevisionen. Moral-, Sitten- und Gesetzescodex des Herrentums sind beiseite geschoben worden; der republikanisch-demokratische Schweizer hat seine Eigengesetzlichkeit aufgerichtet. Damals hat sich der historische und soziale Komplex des Schweizers gegen alles Herrentum gebildet und in ihm vor allem steckt sein nachtragendes und gereiztes Gefühl gegen den Mächtigen: Es ist das Ressentiment des Niedern gegen den Hohen, des siegreich Aufständischen gegen den depossedierten und mit Restaurationsverdacht behafteten ehemaligen Gewalthaber.

Nun waren die politisch vollberechtigten, souveränen Eidgenossen in den Ländern und Städten, dank ihrer Erwerbungen und Eroberungen auch ihrerseits ein Herrenvolk geworden, das als relativ dünne politische Oberschicht über eine Masse von Untertanen verfügte. Und innerhalb dieser Oberschicht bildete sich erst noch im neuzeitlichen Aristokratierungsprozeß des absolutistischen Zeitalters eine neue bürgerlich-adelige Elite. Entstehung und Begründung waren tatsächlicher, ständischer und etwa gesetzlicher Art. Diese Elite — vor allem Patriziat — hat nun ihrerseits auch die Masse der souveränen Bürger zu sich distanziert und sie beherrscht. So wurde die Eidgenossenschaft des Ancien Régime innerhalb des monarchistischen Europa eines der aristokratischsten Gebilde.

Dieser aristokratische Block ist in der Zeit von 1798 bis 1830 zertrümmert worden; neue politische Elitenbildungen auf geistiger und sozialer Grundlage haben sich unmittelbar später wohl noch geformt, sind aber nach kürzerer oder längerer Herrschaft gestürzt worden. So hat denn zunächst von der helvetischen Revolution ab bis in die vierziger Jahre des letzten Jahrhunderts hinein ein überaus leidenschaftlicher, hartnäckig-grundsätzlicher und tiefgreifender Ansturm der irgendwie beherrschten, politisch-rechtlich und sozial irgendwie verkürzten Massen stattgefunden, gegen alles Privileg, gegen die Aristokratie von Geburt, Bildung und Besitz. Vorrecht und Herrschaft der regierenden Minderheiten sind gefallen, die Volkssouveränität ist proklamiert worden. Aber auch die in den dreißiger Jahren ausgebildeten repräsentativen Verfassungen reichten nicht aus, um weitere Elitenbildungen zu unterbinden. Eine neue, nun kapitalistisch-politische „Baronie“ entstand in den fünfziger und sechziger Jahren, als faktischer und höchster Ausdruck repräsentativer und liberaler Herrschaft. Da wurde denn aus dem alteidgenössischen Arsenal die Demokratie, die unmittelbare Volksherrschaft, heraufbeschworen. Die erregten und bewegten, vielfach wirtschaftlich und politisch unzufriedenen, mißtrauischen und hinangehaltenen Massen benutzten die demokratische Staatsreform als so gut legitimes wie revolutionäres Mittel zum Sturz der Großen und Mächtigen der liberalen Periode unserer Geschichte. Damals ist, im Kampf von Unterschicht gegen Oberschicht, die unmittelbare Volksherrschaft und damit die politische Gleichheit endgültig verwirklicht worden...

In diesem Wirrwarr klassenkämpferischen Erlebnisses und klassenkämpferischer Gefühle, in diesem gefühlsmäßigen Bodensatz eines fast säkularen ständischen Austrages hat sich unser traditionelles nationales Ressentiment verjüngt und neu aktiviert. Es ruht nach wie vor im erlebnisgesättigten Mißtrauen, in der Furcht, in der bösen Erfahrung und im unabgeklärten Gewissen des Kleinen gegenüber dem Hohen und Mächtigen. In ihm liegt auch die Quelle unseres sogenannten Antiaristokratismus, der sich gegenüber irgendwelchen auftauchenden „Mächten“ und Eliten immer wieder — vielleicht

mehr instinktiv als bewußt — regen will und regt. Das ressentimentbehaftete Vorurteil in diesen Dingen kann also auf keine Weise bestritten werden. Es ist in der Tat „Schutzreaktion gegen drohende oder stattgehabte Einmischung.“ Man geht in der Schweiz und auch in der Geschichtsschreibung über die dargelegten historisch-psychologischen Zusammenhänge merkwürdig schweigsam, mit einer Art Schamhaftigkeit hinweg. Man will sie sich nicht recht eingestehen; man bleibt beim Formalen und an der Oberfläche; man scheut sich, in die Tiefe zu sehen. Jene Zusammenhänge behalten trotzdem historische Tatsächlichkeit. Und historisch-psychologische Tatsache ist ebenfalls, daß es auch ein *Ressentiment der Depossidierten* gibt; dessen Wesen steht aber hier nicht zur Diskussion.

IV.

Das schweizerische Ressentiment oder vielleicht noch besser das nationale Vorurteil mag noch eine andere Ursache haben. Sie ruht aber nicht im Erlebnis, sondern im unmittelbaren Dasein und Sosein. Sie darf zurückgeführt werden auf die überaus starke Naturverbundenheit des Schweizers, die nicht nur eine gefühlsmäßige ist, sondern auch eine höchst reale, wie es sich für ein altes Bauernvolk von selbst versteht. Der Schweizer ist erde- und schollengebunden; er war seiner soziologischen und geistigen Artung nach bis vor wenigen Jahrzehnten in seiner überwältigenden Mehrheit, auch im städtischen Gewande, als bäuerlich anzusprechen.

Von den geistigen und moralischen Auswirkungen dieser Tatsache sei jetzt nur das herausgehoben, was für unsere Betrachtung fruchtbar und aufschlußreich ist: Der Boden, die Natur sind für den Bauern die echte Wirklichkeit. Die Natur gibt beim bäuerlich gearteten Schweizer den Maßstab ab für Kultur und Kulturwidrigkeit. Dieser Sachverhalt erklärt nun aber auch die Abneigung, das Mißtrauen und die Unsicherheit des Schweizers gegenüber allem, was er als nicht gewachsen und darum als nicht echt betrachtet.

Mit der Abwehrstellung auf kulturellem Gebiet liegen also die Dinge auch nicht so einfach, wie Keyserling es haben will.

Im Grunde handelt es sich da vorwiegend um eine Reaktion von Rustizität gegen Urbanität.

V.

Alles in allem: Das schweizerische Mißgefühl ist eine historisch-psychologische Tatsache und sein Ursprung kann verhältnismäßig leicht nachgewiesen werden.

Andere Völker haben auch ihr nationales Ressentiment, und es reagiert zu verschiedenen Zeiten ungleich stark. Die Italiener machen ihre säkularen Druck- und Ohnmachtsgefühle gegenwärtig sehr gespreizt wett mit Diktatur und Imperialismus. Die russische Masse schuf sich den Sowjetstaat, das größte und eindeutigste welthistorische Produkt eines Ressentiments, und das größte Übel der gegenwärtigen Deutschen besteht darin, daß sie ihres jüngsten nationalen Ressentiments weder politisch, geistig, noch moralisch Meister werden. Ja, es gibt auch schweizerische Kantone, die gegen Eidgenossen und Eidgenossenschaft mit historischem Ressentiment behaftet sind...

Soweit das Ressentiment politisch mit der staatlichen Kleinheit und Unsicherheit verquickt ist, würde wohl der Völkerbund einst Erlösung — Befreiung vom unmittelbaren, übermächtigen Außendruck — bedeuten können. Hiefür geht ihm aber vorläufig noch die Kraft und die Vollkommenheit ab. Darum hat die Schweiz sogar im Völkerbund noch die Neutralität beibehalten, gewissermaßen die historische Schutzhülle eines ressentimentbehafteten Volkes. (Nach Prof. Dr. E. Dürr.)

* * *

Wer hat nun recht? Keyserling oder Dürr? Oder alle beide? Ich glaube, ein paar kurze Bemerkungen drängen sich auf. Beide sind sich darin einig, daß eine Fülle von heruntergeschlucktem Groll und Mißmut, aus Druck und Ohnmachtsgefühl entstanden, eine Hyperempfindlichkeit erzeugt hat, die sich gelegentlich als häßlicher, weil unbegründeter Hochmut äußert. Dürr verschließt sich dem Argument Keyserlings, der tiefste Grund liege im Gegensatz zwischen großer Vergangenheit und kleiner Gegenwart, in der mangelnden „Angepaßt-

heit“. Ich muß gestehen, daß mir gerade dieser Teil von Keyserlings Ausführungen immer am meisten eingeleuchtet hat. „Sie fühlen, daß sie in der modernen Welt keine irgendwie bedeutende Rolle mehr spielen können. Sie fühlen, aber können nicht verstehen.“ Übrigens, nicht wahr, es pfeifen's doch heute die Spatzen von den Dächern, daß Othmar Schoeck der genialste Schweizer dieser Tage ist? Was aber ist künstlerisches Genie anderes als die Kraft zu symbolhafter Darstellung der tiefsten Konflikte einer zeitlich und örtlich gegebenen Gemeinschaft? Ich habe seinerzeit „Penthesilea“ als brennend aktuell empfunden, weil sie den titanischen Geschlechterkampf aufzeigt, dem wir im Schnellzugstempo entgegeneilen (Patriarchat gegen Matriarchat in voller Entfesselung). Hans Corrodi hat bei „Lebendig begraben“ gemeint: „Sieh da, die Schweizer-Situation! Ist nicht jeder Schweizer lebendig begraben?“ Ich erlaube mir heute beizufügen: Don Ranudo ist das Symbol unseres überlebten, lächerlich gewordenen Heldenväterstolzes. Wie jener Hidalgo fühlen wir tief und schmerzhaft die veränderte Zeit, aber wir „können nicht verstehen“.

Vielleicht überschätzt Emil Dürr als Historiker die Kraft historischer Kontinuität. Ich kann wirklich nicht annehmen, daß seit der Reformation eine ununterbrochene Häufung von Grollanlässen, durch immer neuen außerpolitischen Druck erzeugt, dies Ressentiment zu immer höherem Berg hinaufgetrieben habe. Ein eidgenössisches Empfinden war doch in Wahrheit auf weite Strecken jener Geschichte gar nicht vorhanden. Der Berner aber wie der Zürcher kannten als Bürger ihres Kantones kein Ressentiment. Ihre Stände verkehrten auf dem Fuße der Gleichberechtigung mit vielen anderen nicht viel größeren Staaten. Brach aber von Zeit zu Zeit eine europäische Konflagration aus, so ging es allen gleich schlimm. Das wirklich tiefe Ressentiment in bezug auf Europa entstand vielmehr erst, so scheint mir, im Laufe des 19. Jahrhunderts. Als Antwort auf den mit Napoleon anhebenden, dann aber mit der Entstehung der angrenzenden mächtigen, national geeinigten Staaten (Italien, Deutschland) immer stärker werdenden Druck! Und in dem Maße, als jede aktive Politik, das heißt jede Kriegsmöglichkeit utopischer wurde. Aber vergessen wir doch nicht

die „befreiende“ Wirkung unserer Kriegsdrohungen in der Zeit des schöpferischen Freisinns: 1847 den Enthusiasmus im Sonderbundskrieg und die Bereitwilligkeit, einer französisch-österreichischen Invasion mit der Waffe zu begegnen, dann 1856 denselben Enthusiasmus gegen Preußen, der sogar dem höchst-introvertierten Amiel das „Roulez, tambours“ in die Feder diktierte, endlich die kriegerische Savoyenpolitik Stämpflis 1860 gegen Frankreich. Aber freilich — um 1870 war's damit aus! Nun waren die Nationalstaaten geeinigt, jetzt war der eiserne Ring geschlossen. Was das Ressentiment aber eben jetzt ins Maßlose anschwellen ließ, war nicht nur der eiserne Ring an sich, sondern die Tatsache, daß just eben zur gleichen Zeit, da die Schweizer ein Bundesstaat geworden waren, sie auch die Erinnerung ihres Heldenzeitalters erst eigentlich in sich aktiviert, ins Bewußtsein gehoben, die geistige Filiation hergestellt hatten. Jedoch gerade nun, da dieser Prozeß abgeschlossen war, als sie sich wahrhaft kannten und fühlten als Söhne jener Heldenriesen, als sie um all deren Taten wußten und sich mit ihnen identifizierten — da mußten sie mit Erschrecken und wachsender Bangnis bemerken, daß sie unterdessen — zu den Zwergen Europas geworden. Daher das Ressentiment, das Keyserling meint. Aber dies Ressentiment ist neuesten Datums. Es entstand seit 1870. Heut ist es uns unerträglich. Daher der Ruf der Jugend nach aktiver Völkerbundspolitik und Paneuropa und das Auflehnen gegen die ertötende Auffassung von der Neutralitätspolitik.

Dürr würdigt nun aber neben diesem außenpolitischen noch verschiedene innerpolitische Ressentiments. Er meint, auch die Klassenkämpfe zwischen Eliten und Demos, zuletzt der demokratische Aufstand des 19. Jahrhunderts, hätten Ressentiments hinterlassen. Und endlich gäbe es auch ein gewissermaßen ewiges Ressentiment der Rustizität gegen die Urbanität, der Bauern gegen die Städter. Nebenbei bemerkt er noch ein „Ressentiment der Depossidierten“, dessen Wesen aber „nicht zur Diskussion stehe“.

Es wäre dies alles, glaube ich, noch ganz anderer Ausdeutung fähig. Ich verstehe zum Beispiel nicht recht, wieso man Ressentiment das heißen will, was die siegreiche Un-

terklasse gegenüber den von ihr Besiegten beseelte. (Die Berner Freisinnigen gegenüber dem depossedierten Adel, die Zürcher Demokraten gegenüber den liberalen Baronen.) Dürr staunt ja selbst über die Völligkeit jener Siege! Und Sieg sollte doch befreien vom Ressentiment? Wieso trat dann hier diese Befreiung dennoch nicht ein? Rauch steigt auf Abgründen auf, der zum eiligen Weiterwandern zwingt...

Aber ein Wort sei noch von dem R e s s e n t i m e n t der Depossedierten gesagt, worüber sich Dürr in Schweigen hüllt. Dieses Ressentiment ist nämlich akut wie noch nie. Auch Keyserling bucht es angelegentlichst in der neuen Auflage des „Spektrums“, in der er auf seine Schweizer Kritiker ausführlich eingeht. Das eben ist die Signatur der Stunde, daß die Geistigen den Generalaufstand gegen die Ungeistigen begonnen haben, ob diese Ungeistigkeit nun vom Bauerntum stamme oder vom Proletariat, das sich vom Marxismus beschwatzen ließ, es sei, so wie es ist, die Blüte der Menschheit und zur Erlösung all dessen berufen, was Menschenantlitz trägt, oder ob sie durch die Denkfaulheit und Selbstgenügsamkeit des Kleinbürgertums vertreten sei oder endlich als die Riesenhydra der Bürokratie das Land verdorre. Und mindestens 99 Prozent der Finanz- und Industriebarone sind niemals besser gewesen! Das Ressentiment der Künstler und Wissenschaftler, denen es nie gelang, gegen den Wall jener zähverfilzten Masse der siegreichen Kleinbürger, Bauern, Arbeiter und Bürokraten auch nur einen Hauch von wahrer Urbanität im Bilde der Nation durchzusetzen, es verbündet sich heute mit dem Ressentiment der unterdrückten katholischen Geistigkeit, der um ihre Eigenart bangenden Westschweiz, der Erben aus altem Blut und hoher Familienkultur. Nur dies sei gesagt. Solange es freilich beim Ressentiment bleibt, ist wenig gewonnen. Doch fehlen die Anzeichen nicht, daß es mit dem „Herunterschlucken“ nicht auf ewig sein Bewenden haben werde. Wie heißen wir das Ressentiment, das aus der Inversion zur Extraversion umschlägt? Veni creator spiritus!

Paul Lang.

SCHWEIZER STUDENTEN IN AMERIKA.

Es ist erstaunlich, wie oft bei uns Amerika in irgend einer Richtung falsch beurteilt wird. Während in weiten Schichten des Volkes Amerika — worunter im allgemeinen die Vereinigten Staaten verstanden werden — noch immer als ein Paradies gilt, als ein Land, in welchem dem müßig Feiernden prall gefüllte Dollarsäcke in den Schoß fallen, ist der Intellektuelle nur allzu bereit, über alles und jedes, was mit Amerika im Zusammenhange steht, die Achsel zu zucken und damit die immer wieder behauptete Superiorität Europas zu unterstreichen. Wenige geben sich die Mühe, dieses Land einer vorurteilslosen Prüfung zu unterziehen und nur einzelne haben Gelegenheit, sich aus eigener Anschauung ein Urteil bilden zu können. Unsere geistige Abkehr von Amerika ist sicher zu bedauern — auch wenn sie in mancher Beziehung nicht völlig zu Unrecht geschieht — denn es gab und gibt noch vieles, in dem wir von Amerika lernen können. „Lernen“, höre ich sagen, „sicher nicht auf wissenschaftlichem Gebiete“. Schon wieder ein Vorurteil. Und was für eines!

Wie geläufig ist uns allen das Märchen vom „American Doctor“, der auf Grund seiner unbestreitbaren Talente in Baseball und Football seine Doktorwürde wenn nicht geschenkt, so doch äußerst „billig“ erhält. Gerade auf dem Gebiete akademischer Erziehung ist es sehr schwierig, ja unmöglich, sich über Amerika ein allgemein gültiges Urteil zu bilden. Ich lasse Zahlen sprechen: Es gibt in den Vereinigten Staaten rund tausend Colleges und Universities mit zusammen rund einer Million Studierenden. Um nun aber Vergleiche mit Europa ziehen zu können, müssen mindestens 600 von den genannten 1000 Hochschulen ausgeschieden werden, denn sie tragen den Charakter einer höhern Mittelschule. Die verbleibenden Hochschulen, die zum Vergleich mit europäischen Verhältnissen herangezogen werden können, sind immer noch äußerst verschieden zu bewerten. Den Hauptgrund bildet die Tatsache, daß eine überwiegende Mehrheit amerikanischer Hochschulen (worunter die besten und größten) Privatinstitutionen sind, die in der Gestaltung ihres Lehrplanes fast völlig freie Hand haben.

Wie bekannt ist die akademische Erziehung in Amerika im wesentlichen nach englischem Muster organisiert, ein Grund mehr, mit vergleichenden Werturteilen etwas vorsichtig zu sein.

Es gibt in Amerika eine stattliche Anzahl Universitäten, die sich auf sämtlichen Gebieten durchaus neben den europäischen sehen lassen dürfen, ja, die auf Grund ihrer außerordentlichen Mittel insbesondere auf dem Gebiete der Forschung oft an der Spitze stehen. Es ist naheliegend, daß ein europäischer Student, der Gelegenheit hat, an einer dieser Universitäten zu studieren, schon in wissenschaftlicher Beziehung daraus reichen Nutzen ziehen wird, während ihm auch die Kenntnisse amerikanischer Arbeitsmethoden, der Sprache und des sozialen Lebens sehr förderlich sein werden. Es braucht an dieser Stelle nicht ausgeführt zu werden, daß selbstverständlich amerikanische Studierende aus einem Studienaufenthalt in Europa ebenso großen Nutzen ziehen werden.

Aus dieser doppelten Erkenntnis heraus ist im Jahre 1926 ein schweizerisch-amerikanischer Studentenaustausch ins Leben gerufen worden. Schweizerischen Studierenden, die vor Abschluß ihrer Studien stehen oder dieselben vor kurzem beendet haben, ist damit Gelegenheit geboten, ein oder zwei Jahre an einer für ihre Studien besonders geeigneten amerikanischen Hochschule zu studieren. In der Mehrzahl der Fälle erhalten sie ein Stipendium, das ihnen sowohl den Lebensunterhalt, als auch die in Amerika sehr hohen Studiengebühren deckt. Dagegen studieren unter ähnlichen Bedingungen alljährlich eine Anzahl amerikanische Studierende an unsern schweizerischen Hochschulen. In den Studienjahren 1928—1932 konnten 55 Schweizer in Amerika und 35 Amerikaner in der Schweiz studieren. Der Wert der unsern Studenten in dieser Zeit zugesprochenen Stipendien übersteigt 200 000 Franken. Zur Zeit befinden sich 11 schweizerische Austauschstudenten in den USA. und 8 Amerikaner bei uns. Bewerbungen sind den schweizerischen Hochschulen im Doppel einzureichen (Anmeldeformulare können bei den Kanzleien bezogen werden), die von einem schweizerischen Komitee geprüft werden, dem unter dem Vorsitz des Präsidenten des schweizerischen Schulrates die Rektoren aller schweizerischer Hochschulen angehören.

Die bestqualifizierten Bewerbungen werden an das Institute of International Education in New York weitergeleitet, das unsere Austauschgeschäfte in den USA. besorgt. Der endgültige Entscheid über die Verleihung eines Stipendiums wird von derjenigen Hochschule getroffen, an die der Student nach sorgfältiger Prüfung seines Studienganges empfohlen worden ist. Lehnt eine Hochschule ab, so wird die Bewerbung in der Regel mehreren andern Universitäten vorgelegt. Wird einem Bewerber ein Stipendium zugesprochen — was im allgemeinen zu Beginn des Sommersemesters erfolgt —, so wird dieser davon in Kenntnis gesetzt; er kann sich dann entscheiden, ob er das ihm angebotene Stipendium annehmen will oder nicht. Bewerbungen für das Studienjahr September 1932 bis Juli 1933 müssen bis zum 12. Dezember dieses Jahres dem Rektorat derjenigen Hochschule eingereicht werden, an welcher der Bewerber studiert oder zuletzt studiert hat.

Unsere Austauschstudenten erstatten semesterweise Bericht. Aus diesen Berichten erhellt trefflich, wie sehr unsere Studenten einen Aufenthalt in Amerika zu schätzen wissen. Ein Austauschstudent dieses Jahres, der sich bei Annahme seines Stipendiums sehr wenig von einer Fortsetzung seiner Studien in den USA. versprach, schreibt uns am 1. November dieses Jahres: „I never shall regret to have accepted the scholarship at C. I think that this year will be one of the most useful ones of my life.“

Max Eisenring, math.

DIE ZENTRALSTELLE.

Ein Organ der studentischen Selbsthilfe.

Keine studentische Institution kommt wohl stärker mit den einzelnen Studierenden in Berührung als die Zentralstelle der Studentenschaft. Dennoch sind die meisten unter uns über Sinn und Zweck dieser Einrichtung recht mangelhaft orientiert. Dies gilt wohl besonders für die Kommilitonen von der E.T.H., denen einmal gesagt sei, welche günstige Gelegenheiten viele unter ihnen ungenützt sich entgehen lassen.

Der Zweck der Zentralstelle ist, die Kosten des heute fast unerträglich teuren Studiums durch möglichst billige Vermitt-

lung von Lehrmitteln zu verringern. In dieser Absicht hat die Studentenschaft der Universität Zürich vor mehr als einem Jahrzehnt die Zentralstelle geschaffen und nach diesem Prinzip arbeitet sie heute noch. Unser Unternehmen unterscheidet sich dadurch wesentlich von allen privaten Lehrmittelverkaufsstellen, daß es zum vornherein auf jeglichen Reingewinn absolut verzichtet. Alle Unkosten werden auf ein Minimum beschränkt. Zwei besoldete Angestellte bewältigen in der Hauptsache die ganze riesige Arbeit. Ihnen helfen, so gut sie es können, die vom großen Studentenrat gewählten und der Studentenschaft für die Geschäftsführung verantwortlichen Mitglieder der Zentralstellekommission. Das ermöglicht uns, alles Studienmaterial, Bücher, Schreibwaren und Instrumente wesentlich unter dem gewöhnlichen Verkaufspreis abgeben zu können.

Begreiflicherweise blieben uns Konflikte mit dem nach dem Gewinnprinzip geleiteten privatwirtschaftlichen Handel nicht erspart, der in unserer Selbsthilfeorganisation einen unliebsamen Konkurrenten sah und sie darum mit allen Mitteln des Wirtschaftskampfes, vor allem durch Lieferungsboykotte bekämpfte. Diese Spannungen konnten jedoch im Laufe der Zeit gegenüber den Vertretern aller Branchen, außer einer, in einer befriedigenden Weise gelöst werden. Einzig gegenüber dem Buchhändlerverband vermochte das nicht zu gelingen. Seit zehn Jahren wird unsere Zentralstelle von Händlern und Verlegern boykottiert. Erfolglos, wie das die stets steigenden Umsätze beweisen. Immerhin bringt uns der Boykott eine unangenehme Erschwerung und Komplikation des Geschäftsbetriebes, insbesondere eine Verzögerung der Lieferfristen. Außerdem wird die Einschaltung von Zwischenhändlern notwendig, die für ihre „schwarze“ Vermittlertätigkeit auch etwas verdienen wollen. Trotzdem ist es uns gelungen, die Ladenpreise erfolgreich zu unterbieten.

Angesichts dieser Situation, nämlich der offenbaren Aussichtslosigkeit des Boykotts für den Buchhandel einerseits und den damit verbundenen Unannehmlichkeiten für die Zentralstelle der Studentenschaft andererseits, ist von beiden Parteien mehrmals eine Verständigung gesucht worden, die aber immer daran scheiterte, daß man sich über die Verständigungsbasis

nicht einigen konnte. Aufgabe des eigenen Buchhandels forderten die Vertreter der Buchhändlerorganisation von uns, während unsere Vertreter nur über die Verkaufsbedingungen unterhandeln wollten, wobei der Buchhändlerverband in bestimmten limitierten Bezugsverpflichtungen der Zentralstelle hätte seine Rechnung finden sollen.

Nach unsern bisherigen Erfahrungen muß hier für Gegenwart und Zukunft festgehalten werden, daß eine Einigung nur dann möglich sein wird, wenn das Recht der Studentenschaft auf den Betrieb einer eigenen Buchhandlung anerkannt wird. Eine Lösung auf dieser Basis wäre heute vielleicht möglich, wenn die Zentralstelle vom Buchhändlerverband als gleichberechtigtes Verbandsmitglied anerkannt würde, und ihrerseits die Verpflichtung übernehme, Bücher fortan nur zu den Verbandsbedingungen, das heißt mit einem Rabatt von 10 Prozent auf dem offiziellen Ladenpreis zu liefern. (Massenlieferungen und besondere Umstände vorbehalten.) Durch eine solche Regelung würde allerdings der Grundsatz durchbrochen, dem einzelnen unter allen Umständen zum möglichst billigen Preise zu liefern. Den bei der Zentralstelle Bücher kaufenden Kommilitonen würde durch die Erniedrigung des Rabatts, der heute in der Regel bis 15 Prozent ausmacht, ein persönliches Opfer im Betrage bis zu 5 Prozent ihres Bücherkonsumes zugemutet. Gleichzeitig ergäbe sich aber für die Zentralstelle die Möglichkeit, durch den Wegfall des Zwischenhandels und den ungehinderten Bezug von den Verlagsanstalten einen beträchtlichen Gewinn herauszuwirtschaften, der andern gemeinnützigen Werken der Studentenschaft zugewendet werden könnte. Die Vorteile, welche der Gemeinschaft daraus erwachsen würden, wären die kleinen Opfer der einzelnen wohl wert. Damit soll wenigstens eine mögliche Lösung des nun zehn Jahre dauernden Konflikts angedeutet werden.

Ein anderer Weg kommt kaum in Betracht, das hat schon die Urabstimmung der Studentenschaft im November 1927 deutlich gezeigt. Jüngere Semester wird es wohl interessieren, über diese denkwürdige Begebenheit Näheres zu erfahren. Damals hatte sich eine ängstliche Zentralstellekommission zu einem Vertragsabschluß mit dem Buchhändlerverband bewegen las-

sen, worin die Aufgabe der selbständigen Büchervermittlung durch die Studentenschaft vorgesehen war. Der Große Studentenrat hatte diesen Vertrag bereits gutgeheißen, als auf Initiative einiger Kommilitonen über 300 Studenten eine Urabstimmung über den betreffenden Beschluß des Großen Studentenrates verlangten, der dann mit 864 ablehnenden gegen 80 annehmende Stimmen verworfen wurde.

In diesem Zusammenhang darf auch festgestellt werden, daß die Studentenschaft ihren Kampf für ihre Selbsthilfeorganisation immer mit loyalen Mitteln geführt hat. Es lag nicht in unserer Absicht, den Gegner zu schädigen. Unser Bestreben unterscheidet sich daher grundsätzlich von jenem der sogenannten Schmutzkonkurrenz. Wir haben nie daran gedacht, den Buchhandel in seinem übrigen Bereiche zu konkurrenzieren und unsere Dienste auch einem weiteren Publikum anzubieten. Unsere Käufer sind ausschließlich Studenten, die ihre Batzen zweimal umdrehen, ehe sie sie ausgeben. Ihren Interessen allein dient unser Kampf, der nie ein aggressiver war. Wenn in dem oben angeführten Sinne eine Einigung möglich sein wird, so werden die Organe der Studentenschaft, insbesondere die Zentralstellekommission, eine solche begrüßen.

Allerdings scheint eine solche Einigung heute noch ferne zu liegen. Darum wollen wir vorerst alle unsere Kräfte für den innern Ausbau unseres Unternehmens einsetzen. Dazu bedürfen wir nicht nur der Mitwirkung der Studenten, sondern auch der **D o z e n t e n**, indem wir sie bitten, nicht nur die Firmen zum Bezüge der Lehrmittel zu empfehlen, mit denen sie persönliche Beziehungen verbinden, sondern auch die Zentralstelle.

Aber auch an die **S t u d e n t e n** ergeht unser Ruf, unsere Organisation um des eigenen Vorteils willen besser auszunützen. Immer noch gibt es zahlreiche Kommilitonen, die nicht alle Bücher bei uns kaufen, und solche, die nicht wissen, daß sie außer ihrer Fachliteratur alles, was sie wünschen, auch Belletristik, zu verbilligten Preisen bei uns beziehen können.

Noch haben wir aber unsere Aufgabe nicht restlos erfüllt, noch würden sich bei strafferer Organisation bessere Resultate erzielen lassen. Darum ergeht an Euch, Kommilitonen beider Hochschulen, die Aufforderung: Steht zusammen und kauft Euer

Studienmaterial nur in der Zentralstelle. Bei großen Bestellungen werden wir die Preise noch mehr herabsetzen können. Laßt Euch nicht abhalten, weil wir nicht alles am Lager halten können; bedenkt: wenig Raum und nur geringes Kapital steht der Studentenschaft zur Verfügung. Begnügt Euch nicht mit Kritik und Nörgeln, sondern helft am Ausbau unserer Institution mit durch sachliche Verbesserungsvorschläge und energische Propaganda.

Chr. Wolfensberger, med.

Öffnungszeiten der Zentralstelle (Universität, Zimmer 2) während der Weihnachtsferien: Mittwoch, den 23. Dezember, 9—13, 14 bis 18 Uhr. Donnerstag, den 24. Dezember, 9—13 Uhr. Vom 25. Dezember bis 3. Januar bleibt die Zentralstelle geschlossen, doch werden schriftliche Bestellungen auch in dieser Zeit ausgeführt.

DER UNZEITGEMÄSSE STUDENT.

Weil das Thema nicht eine Einzellerscheinung betrifft, sondern einen wesentlichen geistigen Entscheid, wage ich, es nochmals zu behandeln. Gewiß, es ändern sich manche Formen: Auto, Gebäude, Leben der Frau. Auch der Student ändert sich: früher ein Kämpfer des freien Geistes, ein Kämpfer für Kultur und Recht (bringt man heute noch Studenten zusammen, die einen Abend opfern können, um gegen ein unsauberes Theaterstück zu protestieren?), ein um das geistige und sonstige Leben der Gesamtheit sich Sorgender (kennen Sie die Rahmen-erzählung von Nietzsches „Zukunft unserer Bildungsanstalten?“); heute ein bleicher Spezialist, ein fader Bücherwurm der eine, ein gebräunter Sportstyp der andere, der auch nichts mehr von diesem typisch Studentischen an sich hat, beide ganz in ihre Person und ihre Leidenschaft (der Ausdruck ist für die meisten Fälle zu gut) monoman verwickelt. Ich gehe nicht blind durch die Wandelgänge der Universität!

In meinem Zimmer hängt kein Boxhandschuh, aber Hodlers „Jenenser Student“. Weil ich daran glaube, daß der Mensch sich nicht ändert: das Auto und das Haus ist anders,

aber Platon ist noch groß und Goethe, und die Frau ist noch gleich. Und so möchte ich auch daran glauben, daß es jenen Studenten noch gibt, der Nietzsche war und den Hodler gemalt hat.

Er ist wirksam nur in einer studentischen, in einer intellektuell fähigen Gemeinschaft, nicht im Betonbau und nicht auf dem Sportplatz: die Menschen, die Weltanschauungen, die Fakultäten stoßen zusammen, ergänzen sich, vielleicht nicht ganz innerlich, aber es entsteht eine Macht. Und ich behaupte nochmals, daß die Verbindung die studentische Form der Gemeinschaft ist: getragen von einer großen Geschichte und einem lebendigen Symbol. Natürlich ist das die Idee der Verbindung, als solche nicht immer verwirklicht, wenn auch sicher mehr, als der Außenstehende glaubt. Aber niemand sonst macht ja einen Versuch, solche Idee zu halten, am allerwenigsten die Wilden, die sich in sportlerischen, religiösen, parteilichen, eigenbrödlerisch weltanschaulichen oder fachmännischen Verbänden zusammentun. Und abgesehen von der Idee: welches wäre denn die Form?

Was ist an unserm Leben veraltet? Der Geist? Der nicht, den ich geschildert habe. Und den gibt es, wenn er auch im Kino nicht zu sehen ist. Und was ist an unsern Formen veraltet? Unsere Farben haben geschichtlichen Sinn und eine Tracht veraltet nicht; wenn auch ein Boxhandschuh moderner ist als ein Schläger. Unsere Disziplin an Kommers und Diskussion? Der Kommers selbst? Ich ziehe ihn dem doch gewiß zeitgemäßen und auch bei Studenten beliebten, betrüblich geistlosen Barbetrieb vor.

Summa summarum: ich habe mich noch nie daran gestoßen, einen Tag oder Stunden mit Platon oder Nietzsche, mit einem Psychoanalytiker, einem Mediziner, Ingenieur, einem Mädchen, einer Frau, einem Sportsmann, einem Arbeiter zu verbringen und dann am Abend in der Mitte meiner Farbenbrüder zu sein.

Fritz H. Wolgensinger, phil. I.

APOLOGIE DER STUDENTENVERBINDUNG.

Wohl über keine Ausdrucksform des studentischen Lebens herrschen im allgemeinen derartig verworrene Ansichten und derartige Unkenntnis, wie gerade über das Verbindungswesen, seine Ziele und seinen Zweck. Auch die Diskussionen im „Zürcher Student“ über dieses Thema bestätigen das. Deshalb dürfte es angebracht sein, hier einiges über Ziel und Sinn der Verbindung zu schreiben.

Was will eigentlich die Verbindung, wie sucht sie ihren Zweck zu erreichen und hat sie überhaupt noch eine Existenzberechtigung in der heutigen Zeit?

Erstes, oberstes und edelstes Prinzip jeder Verbindung ist die Pflege der Freundschaft, und zwar der F r e u n d s c h a f t für das L e b e n. Im allgemeinen verliert der Studierende, wenn er sein Studium abgeschlossen hat, jeden Zusammenhang mit der Universität. Dadurch geht ihm auch das Verständnis für die Nöte und Sorgen desjenigen verloren, der nach ihm studiert, der einmal in seine „geistigen Fußstapfen“ treten soll. In der Verbindung hat der junge Akademiker immer und jederzeit die Möglichkeit, mit Leuten anderer Studienrichtungen, anderer Fakultäten und verschiedenen Alters zusammenzukommen. Denn auch der „Alte Herr“, der längst sein Studium beendet hat, verkehrt oft und gerne mit seinen jüngeren Farbenbrüdern, und spricht sich mit ihnen über alle möglichen Probleme aus, die beide beschäftigen. Dadurch lernt ein jeder den Standpunkt des andern kennen und würdigen. Und die Urteile gewinnen durch diese Beleuchtung von verschiedenen Gesichtspunkten aus an Objektivität und Verständnis. Die Freundschaft geht aber noch weiter. So ist es eine Selbstverständlichkeit, daß der Verbindungsstudent jederzeit ältere und jüngere Freunde zur Seite hat, die für ihn Zeit haben, und die ihm d a n n zur Verfügung stehen, wenn er in irgend einer Lage sie braucht. Der junge Akademiker, der Mitglied einer Verbindung ist, hat einen Freundeskreis, von dem er weiß, daß er zu ihm gehört!

Das Getriebe der heutigen Universität ist ein individualistisch-atomistisches. Die Verbindung pflegt den Gemeinschafts-

sinn. Der Farbenstudent soll lernen, sein eigenes Interesse dem der Gesamtheit unterordnen, er lernt, Mitglied einer Gemeinschaft zu sein. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles dient der Verbindung unter anderem die Disziplin. Diese Disziplin äußert sich im Farbentragen (der Farbentragende steht viel, viel mehr unter öffentlicher Kontrolle, als der nicht Farbentragende) und im Comment. Diese beiden — am meisten angegriffenen — Mittel der couleurstudentischen Disziplin sind aber nur die äußerlich sichtbaren Merkmale. Viel wichtiger zur Erziehung zur Disziplin sind die übrigen — von außen unsichtbaren — Einwirkungen, die Sitzungen mit ihrem streng parlamentarisch geordneten Procedere, die persönliche Einwirkung der älteren auf die jüngeren, zum Beispiel des Leibburschen auf den Leibfuxen und das Beispiel der älteren, ferner die Bestimmung, daß der Neueintretende eine Art Lehrzeit, das Fuxenstadium, durchmachen muß. Die heutige individualistische Strömung an der Universität ist unbefriedigend — vide viele Artikel im „Zürcher Student“ — aber die Disziplin ist — etwas unbequem. Daher die Abneigung gegen sie.

Im übrigen sucht die Verbindung ihre Mitglieder zum nationalen Denken zu erziehen. Dabei hilft ihr ihre oftgeschmähte Tradition.

Sogar vernünftige Körperpflege wird betrieben durch Fechten, gemeinsame Wanderungen, Skitouren. Aber die Pflege des Körpers soll uns nicht Selbstzweck sein, sondern Mittel zum Zweck!

Über politische und Tagesfragen, über Fragen des akademischen Lebens wird der Farbenstudent durch zufällige oder als solche angesetzte Diskussionen im Schoße seiner Verbindung orientiert.

Es ist selbstverständlich, daß bei der Verfolgung dieser Ziele manchmal Fehler gemacht werden, Irrtümer vorkommen. Welche menschliche Einrichtung wäre fehlerlos? Aber ist nicht eine Bewegung, die ihre Anhänger zur Freundschaft, zum Verständnis für die Lage der andern, zur freiwilligen Unterordnung und Disziplin, zur Liebe zur Heimat erziehen will, an der heutigen Universität direkt eine Notwendigkeit? Und ließe sich wirklich nicht ein Weg finden, der zwischen Verbindungen und

Freistudentenschaft ein erträgliches Verhältnis schaffen würde? Ich würde vorschlagen: Nicht Giftelei hin und her, nicht Unverstand und Übelwollen, sondern gegenseitige Achtung vor den Ideen und der Ansicht der andern. **Hermann Stadelmann, iur.**

KRANZNIEDERLEGUNG AM WEHRMÄNNERDENKMAL.

Vor drei Jahren, am 11. November 1928, ehrten die Zürcher Studenten das Andenken der während des Aktivdienstes verstorbenen Wehrmänner durch eine eindrucksvolle Feier beim Forchdenkmal. Es war zugleich eine machtvolle Kundgebung der Anerkennung und des Dankes für die Opfer, die in gefährvoller Zeit vom Schweizrsoldaten für unser Vaterland dargebracht wurden.

Eine einfache Kranzniederlegung durch Vertreter des Schützenvereins Schweizerischer Studierender und der Studentenvereinigung Akademischer Harst war auch dieses, wie letztes und vorletztes Jahr Ausdruck jenes Geistes, der seinerzeit Hunderte zur Feier zusammenführte.

Wir Schweizer kennen nicht die laute Heldenverehrung. Das Zürchervolk hat zwar seinen Soldaten ein Denkmal erbaut, das noch mancher Generation die schwere Zeit in Erinnerung rufen wird. Es steht auf einsamer Höhe, weithin sichtbar, doch fern vom raschlebigen Alltag. So will der Schweizer die erfüllte Soldatenpflicht geehrt wissen. So wenig Wesens er aus seiner schwersten Bürgerpflicht macht, so sehr es ihm selbstverständlich ist, daß, wenn Not an Mann kommt, das Höchste hergegeben wird, so groß ist seine Anerkennung, wenn er dem Opfer für das Vaterland gegenübersteht.

Von dieser schlichten Verehrung erfüllt, schmückten wir die Stufen, die hinaufführen zur erzenen, himmelanstrebenden Flamme, dem Sinnbild der Liebe, der Liebe zur Heimat.

**Schützenverein Schweizerischer Studierender.
Akademischer Harst.**

PEREAT DER SKEPTIZISMUS...

Nach einer oft zitierten Formulierung betrachteten und behandelten die Koryphäen mittelalterlicher Philosophie diese Disziplin als vornehmste Dienerin der Theologie; erst die Arbeit besonders der drei letzten Jahrhunderte schuf hierin insofern einen bedeutsamen Wandel, als die Philosophie aus der angedeuteten Verknüpfung sukzessive losgelöst wurde. Korrelativ dazu vollzog sich die umfassende Unterstellung aller philosophischen Forschung unter die Grundforderung wissenschaftlicher Methodik. Wie groß nun der Vorteil immer war, der hieraus für unser Gebiet entsprang, so wurde er leider doch weitgehend wieder durch eine Tendenz illusorisch gemacht, gegen deren Einfluß sich gerade die größten Denker stets auflehnten: das Prinzip, welches im Schlagwort *l'art pour l'art* seinen schärfsten und unverfrorensten Ausdruck fand, ist auf die Wissenschaft ganz allgemein, und die Philosophie im besondern übertragen worden, als bilde es einen integrierenden Bestandteil des Begriffes wissenschaftlich. Daraus aber ergab sich letzten Endes die Professoren-Philosophie der Philosophie-Professoren, wie Schopenhauer den Tatbestand treffend andeutete, und heute sind wir zweifelsohne so weit, daß eine Betrachtung über die Frage nach Nutzen und Nachteil oftgenannter Disziplin für das Leben gleicherweise unzeitgemäß wäre, wie es ihr bekanntes Vorbild in Sachen Historie noch immer ist. Was am mittelalterlichen Verhältnis zwischen Philosophie und Theologie wertvoll war, ist heute weitgehend verkümmert: die Bindung, der Dienst rein als Tendenz, als vornehmstes Forschungsmotiv.

Gewiß! Jeder angebliche Philosoph sieht einen Zweck seiner Arbeit, und entsprechend dem heute in seiner Berechtigung allgemein anerkannten Postulate wissenschaftlicher Methodik auch bei dieser Disziplin, ist es in der Regel der Dienst an der Wahrheit.

Aber gerade hier führen uns nun die derzeitigen Fachvertreter fortwährend den tollsten Salto mortale vor: einerseits Dienst an der Wahrheit, und anderseits läuft schon bald die gesamte zeitgenössische Philosophie - Professoren - Philosophie

darauf hinaus, wissenschaftlich darzutun, daß es die Wahrheit nach jenem Sinne dieses Wortes, den sie bei obiger Zwecksetzung vor Augen haben, überhaupt nicht gebe. Alles ist relativ . . . , auch die Wahrheit!

Frage: was heißt relativ?

Etymologisch ist der Sinn dieses Wortes: rückbezüglich. Demnach sind also hier zwei Momente belangreich: erstens herrscht eine Beziehung, und diese Beziehung hat anderseits bildlich gesprochen ihre Pole, deren einer durch den ersten Bestandteil des deutschen Kompositums als gegeben angedeutet und vorausgesetzt wird.

Relative Wahrheiten sind demnach Wahrheiten streng verstanden nur in ihrer Beziehung zu diesem gegebenen Pol. Hier stellt sich nun aber sofort das ungeheuer wichtige Problem: kann uns eine derartige Feststellung beruhigen? Genügt es uns beispielsweise zu wissen, daß unter Voraussetzung der arithmetischen Gesetze $3 + 3 + 3 = 9$ ergeben?

Hieran scheitert bei konsequenter Durchführung aller Relativismus im Sinne dieses Wortes, wie er zur Zeit Mode ist: cacherter Skeptizismus! — und endet in unfruchtbarem Scholastizismus.

Denn, solange wir uns mit obiger Feststellung begnügen, ist unsere philosophische Forschungsarbeit ein müßiger Zeitvertreib, mehr nicht. Wesentlich bleibt eben doch immer die Frage nach der sachlichen — das sei betont —, der sachlichen Geltung unserer vorausgesetzten arithmetischen Gesetze, und allgemein der eruierten Wahrheiten. Nicht die Feststellung der logischen Kohärenz unserer Urteile kann letzter Zweck wissenschaftlicher und philosophischer Studien sein, sondern erst die Erkenntnis ihrer objektiven Wahrheit, um das Wesentliche mit einem Ausdruck anzudeuten, der heute allerdings gerne etwas verächtlich behandelt wird: die *adaequatio cum re*.

Dienst an der Wahrheit lohnt sich nur, sofern diese Wahrheit ihrerseits dem Leben dient; sonst ist er ähnlich wertlos, wie wenn ein Irrsinniger aus Nudeln eine Wasserleitung herstellt.

Relativismus nach dem reinen, unverfälschten Sinne des Wortes, wie wir ihn eingangs klarstellten, ist notwendig und

nützlich als eine Methode des wissenschaftlichen Denkens, neben andern, gleichwertigen. Was dagegen heute unter dieser Marke in Umlauf steht, heißt mit richtigem Namen Skeptizismus — es sei wiederholt — und ist das Vorrecht der Überzähligen!

Das kurz anzudeuten war notwendig, um damit die Richtung zu skizzieren, worein neuerdings die philosophische Kritik durch *Vera Strasser* in ihrem Werk über die Denkmethode und deren Gefahren gewiesen wurde.

Es gibt Bücher, welche nur die Jugend versteht, weil nur sie ihren Geist noch nicht endgültig in feste, unverrückbare Geleise dirigiert hat. Zu diesen Werken gehört das eben erwähnte, das vergangenen Sommer bei Georg Thieme in Leipzig erschien.

Gewiß, leicht zu lesen ist es nicht, vor allem, da es in mehreren Kapiteln auf eine eingehende Kritik der unzähligen psychotherapeutischen Theorien und Heilmethoden zielt, die heute im Schwange stehen. Darüber haben sich die Fachleute auszusprechen —, wenn möglich jene, die noch nicht auf einen Professoren und ein System eingeschworen sind. Aber darüber hinaus finden wir hier mit geradezu überwältigender Stringenz die Grundzüge einer Philosophie der Lebenslogik gezogen, wie man Ähnliches sonst bis heute nirgends ausgesprochen fand.

Im Zentrum steht dabei immer und immer wieder die modifizierte thomistische Formel von einer *adaequatio (intellectus) cum re*, die uns sozusagen den archimedischen Punkt darbietet, von wo aus wir unsere philosophische und allgemein jede wissenschaftliche Forschungsarbeit sinnvoll zu gestalten vermögen.

Anderseits vermittelt uns dieses Buch bei eingehendem Studium die tiefsten Einsichten in unsere eigene Stellung innerhalb des gesamten Kosmos: eine notwendige Voraussetzung aller fruchtbaren wissenschaftlichen Untersuchung irgendwelchen Objektes — wenn man nicht im Skeptizismus enden will.

Dagegen aber wehrt sich glücklicherweise gerade heute der aktiv-lebendige Teil unter uns Jungen immer offener und deutlicher — auch wenn wir alle noch (oder schon?) unheilvollermaßen infiziert sind: so mancher fühlt einen unüberbrückbaren Gegensatz zwischen seiner eigentlichen persönlichen Lebens-

auffassung und dem Resultat seiner Versuche, sich auch rational klar zu werden. Unser Denken ist vom versteckten und offenen Skeptizismus einer ältern Generation schon derart überwuchert, daß es vielen nur schwer oder gar nicht mehr gelingt, sich aus eigener Kraft dieser Schlingen zu entledigen. — Hier helfen Werke, wie das erwähnte, mögen sie auch von jenen abgelehnt werden, die nicht mehr umlernen wollen oder können, und die sich doch in der ruhigen Sicherheit ihres angewöhnten Denkens irgendwie bedroht fühlen. Wer seiner Sache sicher ist, verstopfe sich die Ohren!

Hohlenstein, phil. I.

PSYCHOLOGIE.

Unter dem Namen „Akademisch Psychologische Vereinigung“ hat sich unter Studierenden unserer Hochschule eine Gesellschaft gebildet, die sich eine systematische Beschäftigung mit allen wichtigen Teilgebieten der Psychologie unter besonderer Berücksichtigung der modernen Richtungen und aktuellen Probleme vorgenommen hat. Die Vereinigung ist politisch und religiös neutral und von keiner Schule oder weltanschaulichen Richtung abhängig. Sie will zunächst als freies akademisches Forum den Studierenden verschiedener Fakultäten eine offene und ungezwungene Aussprache über psychologische Probleme ermöglichen. Auf Grund orientierender Referate sollen die wissenschaftlichen Grundlagen in freier Diskussion, unter Verwertung aller erreichbaren Erkenntnisse und Erfahrungen, Schritt für Schritt erarbeitet werden. Alle Studierenden, die bereit sind, ohne vorgefaßte Meinungen und Überzeugungen an diesem Aufbau ehrlich mitzuarbeiten, sind willkommen. Die Vereinigung hat sich unter anderem ein vergleichendes Studium der verschiedenen Richtungen und Systeme der Psychologie zum Ziele gesetzt und hofft mit der Zeit auch an die Behandlung von Kulturfragen und philosophischen Problemen heranzutreten.

Die Studienabende finden alle 8 bis 14 Tage im Studentenheim statt und werden jeweilen durch Anschläge bekannt gegeben. Anmeldungen an den Sitzungsabenden. Dr. W. Jacky.

INTERNATIONALER AKADEMIKER-CLUB.

Der Vorwurf, den der Schweizer Student von seinen ausländischen Kommilitonen oft entgegennehmen muß, daß nämlich das, was man allgemein als „spezifische Schweizerart“ bezeichnen möchte, zur Unart werden kann, und das größte Hindernis für einen fruchtbaren gegenseitigen Verkehr bildet, diese leider allzu berechtigte Klage hat seinerzeit in Zürich den Anstoß gegeben zur Gründung eines Internationalen Akademiker-Clubs.

Die Initiative war vom Verband der Schweizerischen Studentenschaften ausgegangen und fand in denjenigen Kreisen der ausländischen Studenten, denen der Studienaufenthalt in der Schweiz mehr bedeutet, als bloß ein paar mit Wissenskram ausgefüllte Jährlein und mehr oder minder angenehme Eindrücke von der Stadt und Landschaft Zürich, lebhaften Widerhall. Sie möchten in ihren gastfreundlichen Dank nicht bloß tote Dinge, sondern besonders ihren Schweizerkollegen einschließen. Um diesen Gedanken zu erfüllen, braucht es von seiten des Schweizlers nur den guten Willen, daß er endlich seine Verschlossenheit, die man auch Gefühlsscham nennen möchte, seine bekannte Antipathie gegen alles Fremde ablege und über die engen nationalen Grenzen hinweg Sinne und Auge für fremde Wesensart schärfe. Sind wir denn nicht alle zusammengehalten durch das einigende Band der Universitas? Indem der IAC. dieses fester zu knüpfen versucht, erfüllt er eine hohe kulturelle Mission, zu welcher Annäherung und Verständigung nur die Grundlagen bilden.

Wir laden daher alle Studierenden, ausländische und auch schweizerische, ein, unserm Club beizutreten, damit wir mit den Mitteln von Vorträgen und Diskussionsabenden über allgemein internationale Fragen auf allen Gebieten der Kultur- und Geistesgeschichte immer, gestützt von dem Prinzip der Geselligkeit, unsern hochgespannten Zielen gerecht werden können.

Interessenten wollen ihre Adresse einsenden an Internationaler Akademiker-Club Zürich, Studentenheim, Clausiusstraße, Zürich 6.

Dr. F. E. Schütz.

GRAPHOLOGIE IM ZÜRCHER STUDENT?

„Ein Versuch“ — werden Sie sagen, wenn Sie gelesen haben werden, worum es sich handelt, „aber ein interessanter“ setzen Sie sicher hinzu, davon bin ich überzeugt.

Von Zeit zu Zeit nämlich möchten wir in diesem Blatte eine interessante Handschrift auf Grund eigener kurzer Proben besprechen, und freuen uns deshalb, wenn Sie solche, benannt oder unbenannt, an die Redaktion des „Zürcher Student“ einsenden, mit dem Vermerk „Graphologie“.

Wir sind uns bei diesem Unternehmen bewußt, daß es mehr im Sinne und Streben nach Wissenschaft geschieht, als daß es schon reine Wissenschaft wäre, was vielleicht nicht einmal von gutem ist. Denn wir sind noch keine gewiegten Graphologen, versteht sich, und wir studieren ja noch alle. Immerhin möchten wir uns mit diesen wenigen Bemerkungen nicht von vornherein alle Sympathien verscherzen und in den Ruf des Dilettantismus geraten; sondern es wird am einfachsten sein, wenn Sie mitmachen und uns unterstützen.

Gerade heute, wo das Streben des einzelnen so intensiv nach Erkennung seiner selbst und nach Erkenntnis der Welt geht, wo viel Spezialistentum in feiner Verästelung herrscht, und nicht der einzelne mit dem weiten Horizonte dominiert, ist es wohl gegeben, auch an diesem Orte, wenn auch nicht jeden kleinen Zug der Zeit und jede Modetorheit mitzumachen, aber doch etwas darauf Rücksicht zu nehmen, daß eben unter vielen Studierenden viele Richtungen vertreten sind. Wir sind überzeugt, daß eben unter den Studenten viele sich für dieses noch unerschlossene Gebiet bemühen und gerne auf diesem Wege der Erkennung, ihrer selbst vielleicht nicht so sehr als der anderer, näher kommen möchten.

Immer noch sind die Meinungen geteilt über den Wert, die Verwendbarkeit der Graphologie als Mittel zur Charakterbestimmung. Wenn man sich aber überlegt, daß es ja so ist, daß jeder einzelne, entsprechend seinem Charakter, sich von jedem andern unterscheidet, indem ein bestimmter Charakter sich eben in ganz besonderen gesetzmäßigen Formen im Körper ausdrückt, dann wird man auch einsehen, daß es so sein muß,

daß alles, was dieser Charakter in ursprünglicher Weise produziert, ganz typisch für ihn ist, und nur für ihn typisch ist, so daß, wenn man die Gesetze kennt, nach denen diese Verkörperung, dieser Ausdruck des Innern nach außen geschieht, man sehr wohl Rückschlüsse von diesem Äußeren auf das Innere ziehen kann.

Wüßte man ganz genau diese Gesetze, von denen wir überzeugt sind, daß sie existieren und daß wir sie einmal in ihrer Totalität kennen werden, so könnte man schon aus einem kleinen Finger auf die Form der Hand, des ganzen Körpers und, als dessen treibende Kraft, den Charakter, schließen, denn dieses alles ist ja ursächlich in der Entstehung miteinander verbunden, und dieser Verbundenheit, dieser Verbindung muß man nachgehen können. Und genau in dieser Weise ist die Handschrift das Produkt eines ganz bestimmten, einmaligen Menschen; daher kommt es auch, daß eine Handschrift sich in charakteristischer Weise von jeder andern unterscheidet, was wir natürlich nicht als Beweis für die Richtigkeit unserer Darlegungen aber als Richtigkeitsvermutung unserer Auffassung werten.

So sehen Sie zum Beispiel, wie heute jeder Mensch, ganz allgemein gesprochen, eine viel differenziertere, persönlichere Handschrift hat, als vielleicht noch vor sechzig Jahren. Betrachten Sie die Handschriften von verschiedenen älteren Großmüttern, so werden Sie sehen, daß alle etwas Ähnliches aufweisen, daß alle diese Frauen in einer bestimmten Richtung gleich schreiben, soweit sie es gleich gelernt haben, denn der Individualismus ging damals noch nicht so weit, daß man einfach hemmungslos so geschrieben hätte, wie es einem eben aus der Feder floß, sondern man beachtete den Umstand, daß man schrieb, damit ein anderer das Erzeugnis wieder lesen könne, und daß man es eben so gelernt hat und es deshalb auch so gemacht wird.

Selbstverständlich drückte sich auch in diesem Schreiben, das ist ja nicht zu vermeiden, immer der Charakter des Produzierenden aus, aber in viel feinerer, versteckterer Art als heute, wo jeder dem andern schon in der Schrift seine Individualität in schreiender Weise aufdrängt. Man sagt: So bin

ich eben, so schreibe ich nun einmal, damit mußt du dich abfinden, ich finde mich auch mit dir ab. Jedem das Seine und jeder sich selbst.

Diese letzte Auffassung ist, wenn auch qualitativ richtig, so doch quantitativ verfehlt, das heißt es ist falsch, sich einfach so hinzustellen, wie „einen Gott geschaffen hat“. Das kann man sich bestimmten einzelnen Menschen gegenüber leisten, gegenüber der Allgemeinheit aber, der Öffentlichkeit, soll man sich binden, wenn man sich nicht schon an gewisse Formen durch Tradition und Kinderstube gebunden fühlt; man soll „persona“ sein. Persona, das heißt ein Schauspieler, ein Mensch hinter einer Maske, durch welche hindurch er redet, tönt, „personare“, wobei ich mir bewußt bin, daß diese einleuchtende Volksethymologie der alten Römer auf etwas schwachen Füßen steht.

Dies aber, dieses An-sich-Halten, sich nicht Weggeben, darf nicht weiter zur Isolierung der innern Persönlichkeit führen, sondern dadurch sollte man eben erkennen, daß man sich in den Dienst der ganzen Sache zu stellen hat, wieder lernen muß, sich einzuordnen, gerade als einer von vielen, natürlich durchaus nicht unter Verlust einer gewissen Geistesfreiheit, die man sich infolge der Emanzipation des Individuums errungen hat. Doch darf sie auch nicht überspitzt werden; das führt auf keinem Gebiete zu einem positiven Erfolg.

Vielleicht tönt das alles etwas moralisierend, aber ich bin überzeugt, daß es der einzige Weg ist aus unserer Zeit: Wieder mehr schreiben wie die andern.

W. Steinbrüchel, iur.

BÜCHERSCHAU.

SCHRIFTEN, DIE UNS ANGEHEN.

Die geistigen Auseinandersetzungen der Gegenwart stehen unter dem Zeichen der Gemeinschaft. Das gilt vor allem für die junge Generation, insbesondere die Studentenschaft. Gemeinschaft der Wissenschaften, von Theorie und Praxis, Geist und Wirtschaft, Volk und Völkern wird gefordert. Doch sind diese Zeichen nur Ziel, nicht Besitz unserer Zeit. Viele haben darum die eifrigsten Sucher öde Schwätzer gescholten und mitleidig jene belächelt, die in unseren Zusammenkünften oder gar in Aufsätzen das Bild eines neuen Staates, einer neuen Gesellschaft oder einer künftigen „Universitas“ fragmentarisch zu zeichnen suchten, so wie sie es aus dunkeln Wünschen und Trieben zu erkennen glaubten.

Und doch scheint es heute, daß die selbstsicheren Kritiker Unrecht behalten. Das Ringen um die neuen Gemeinschaftsformen ist nicht mehr eine Angelegenheit der Jungen allein. Ihnen wird heute aus den Reihen der älteren Akademiker, insbesondere der Hochschuldozenten, Unterstützung zu Teil, auf die ich hier besonders verweisen möchte.

Technik und Wirtschaft in den geistigen Entscheidungen der Gegenwart. Von Prof. Eugen Böhler. Heft 3 der Kultur- und staatswissenschaftlichen Schriften der Eidgenössischen Technischen Hochschule, 44 Seiten, Verlag H. R. Sauerländer & Cie., Aarau, 1931.

Diese Schrift gibt zunächst einen knappen Überblick über die Anklagen, welche gegen Technik und Wirtschaft von jenen erhoben werden, welche sich um die Feststellung der Verantwortlichkeit für die heutige Situation und um die Einreihung der Technik und Wirtschaft in die Rangordnung der menschlichen Werte bemühen. Hernach folgt eine Untersuchung über das kausale Verhältnis von Wirtschaft und Technik, was damit begründet wird, daß „ethisches Handeln nur möglich sei auf Grund eines sorgfältigen Studiums und einer Beherrschung der realen Tatsachen des wirklichen Lebens und niemals auf Grund allgemeiner Grundsätze allein.“ Erst nach diesen vorbereitenden Untersuchungen stellt der Autor die Hauptfrage an uns, die Frage nach der Verantwortung. Die Verantwortung kann nicht geteilt, höchstens delegiert werden. Ungeteilt bleibt sie am Menschen als solchem, insbesondere am Führer hängen. Die Verantwortung tragen wir aber nicht um unserer selbst willen, sondern im Hinblick auf die Gemeinschaft. Ebenso können wir die Verantwortung für die heutige kulturelle Situation nicht auf einzelne Teilgebiete, wie Technik und Wirtschaft allein abschieben. Denn letzten Endes bilden die wirtschaftlichen und technischen Fähigkeiten nur Teilfunktionen im Rahmen der ganzen Gesellschaft. So scheint es dem Verfasser für angebracht, die Verantwortung für die heutige Situation weniger in der Überwucherung von Technik und Wirtschaft, als in der Lebensschwäche des geistigen Menschen zu suchen, die in einer künstlichen Trennung der geistigen und materiellen Kultur, von Theorie und Praxis, Ideenwelt und Wirklichkeit zum Ausdruck kommt. Unsere Aufgabe ist es daher, diese künstliche Trennung zu überwinden und im Vertrauen auf die Überlegenheit des geistigen Prinzips und der Unverlierbarkeit des Sinnes, die Gebiete der sogenannten materiellen Kultur zu akzeptieren, Technik und Wirtschaft, Politik und tägliches Leben als Schauplatz für die Verwirklichung des Sinnes. „Durch die Entwicklung der Technik und durch die Entfaltung der wirtschaftlichen Arbeitsteilung ist die faktische Solidarität der Menschheit in politischer, wirtschaftlicher und geistiger Hinsicht und damit auch ihre Verantwortlichkeit ununterbrochen gewachsen. Das politische, wirtschaftspolitische und individuelle Handeln erfolgt aber heute noch immer so, als ob die einzelne Nation, die einzelne Unternehmung, der einzelne Mensch ein selbstgenügsamer autonomer Organismus wäre. Die Unfähigkeit, die ethischen Konsequenzen der faktischen Solidarität der Menschheit zu ziehen, ist die Ursache der gegenwärtigen Situation.“

Diese knappste Inhaltsangabe, welche nach Möglichkeit mit des Autors eigenen Worten erfolgte, vermag den reichen Gehalt dieser Schrift, die unsere Situation trefflich erhellt, nur ungenügend anzudeuten. Auch muß hier eine kritische Auseinandersetzung unterbleiben, denn sie beträfe höchstens Einzelpunkte und würde damit am Wesentlichen, an der geistigen Grundhaltung, vorbeigehen. Nicht um der klaren Darstellung einzelner Fragen, sondern um des Bekenntnisses zur Gemeinschaft willen hat der Schreiber dieser Zeilen und mancher seiner Freunde diese Schrift nicht nur mit großer Freude, sondern mit Begeisterung gelesen. Im Stillen gehegte Gedanken fanden wir hier bestätigt und wünschen, dieses Erlebnis möchte noch vielen andern Kommilitonen zu Teil werden.

Die Schweiz 1932. Ein nationales Jahrbuch. Herausgegeben von der Neuen Helvetischen Gesellschaft. 208 Seiten. Verlag Eugen Rentsch, Erlench-Zürich.

Dieses Jahrbuch bietet denjenigen, welche sich um Schicksal und Gemeinschaft unseres Volkes sorgen, wertvolle Studien zu zahlreichen Einzelproblemen, die unsere nationale Existenzfähigkeit betreffen. Das gilt vor allem von jenen Arbeiten, die sich mit der wirtschaftlichen Struktur unsers Landes befassen, nämlich einer vortrefflich orientierenden Schilderung der Macht und Entwicklung der Berufsverbände in unserem Staate von Dr. H. P. Zschokke, ferner von den Aufsätzen von Dr. O. Howald und Dr. J. Senn über die Konkurrenzfähigkeit der schweizerischen Landwirtschaft und den Untersuchungen des Tessiner Staatsrat Galli über die Erhaltung des Tessiner Bergbauernstandes oder jener von Dr. H. Häberlin über Entwicklung und Aussichten der Maschinen- und Metallindustrie in der Schweiz. Diese und andere Beiträge, wie Dr. Charlot Straßers Ausführungen über den Strafvollzug im kommenden Strafrecht oder die wohl abgewogene Schilderung des Schaffens der bedeutsameren Schweizer Komponisten von Dr. W. Schuh, wird jeder mit Gewinn und Vergnügen lesen, gleichwohl ob er in der betreffenden Sache vom Fache oder Laie sei. Das würde an sich schon zu einer Empfehlung dieses Buches vollauf genügen. Doch ist es etwas anderes, was mich drängt, meine Kommilitonen auf dieses Werk aufmerksam zu machen.

Bei der Lektüre einiger Aufsätze dieses Jahrbuches ist mir bewußt geworden, wie sehr die politischen Forderungen, welche manche Kommilitonen im „Zürcher Student“ zu formulieren versuchten, wirkliche Zeitforderungen sind, und daß die junge Generation mit ihrem Ruf nach einer geistigen Erneuerung unserer Politik nicht allein steht, sondern daß sie vielleicht in ihrer ganzen Unabgeklärtheit und Triebhaftigkeit dem Urquell alles Geistigen und damit auch aller politischen Gestaltung näher ist, als man ihr gemeinhin zubilligt. Den Beweis für diese These bietet mir die Tatsache, daß die Verfasser verschiedener Arbeiten in dem besprochenen Jahrbuche mehr oder weniger entschieden ähnliche Wege weisen, wie wir sie seit langem in unseren studentischen Diskussionen suchen.

Da ist vor allem der Aufsatz von Nationalrat Dr. Oeri zu nennen, betitelt „Schweizerische Gedanken zur Nachkriegspolitik“, ein mutiges Bekenntnis voll Temperament und Frische, wie es nach unserer Erfahrung mit der Würde eines schweizerischen Nationalrats und Chefredaktors sonst doch ganz unvereinbar ist. Oeri weist mit Vehemenz auf die innern Widersprüche und Gefahren des Friedensvertrages von Versailles. Er nennt unsere offizielle Passivität dieser Sachlage gegenüber unverantwortlich und fordert auf, sich der Vorbereitung der Revision der Friedensverträge anzunehmen, „selbst auf die Gefahren diplomatischer Mißhelligkeiten hin“ und „daß wir uns in Frankreich noch unbeliebter machen, als wir durch unsere Zonenverteidigung ohnehin schon sind“. Wenn die alte Generation diesem Beispiele folgen und Dr. Oeri gleich mit den Jungen in die Forderung nach einer aktiven schweizerischen Außenpolitik einstimmen würde, dann wäre das Ende einer unwürdigen Stagnationsperiode da.

Besonderes Interesse wird ferner ein Aufsatz von Prof. Hans Nabholz, Dozent an der Universität Zürich, über die „Jahrhundertfeier der Regenerationsbewegung“ finden. Er untersucht die Kritik, welche heute gerade auch in studentischen Kreisen an der gegenwärtigen liberalen Demokratie geübt wird. Wesentlich scheint uns hier die Erkenntnis, daß es ein Unding sei, theoretisch am alten liberalen Wirtschaftsstaat festzuhalten, trotzdem von diesem offensichtlich nicht mehr viel übriggeblieben sei. Es gehe nicht an, trotz der Einsicht, daß der Bewegungsfreiheit des einzelnen im Interesse der Gesamtheit Grenzen gezogen werden müssen, zu erklären, man stehe

immer noch auf dem alten individualistischen Boden. Statt liebevoller Versenkung in die Vergangenheit, tue ein mutiger und klarer Blick in die Gegenwart not. Dieser Mut zur grundsätzlichen Neuentscheidung ist leider nicht allen gegeben. Er fehlt beispielsweise dem bereits erwähnten Aufsatz von Zschokke „Treiben wir dem Korporationenstaat entgegen?“ Er sieht wohl die gegenwärtige „kalte Korporatisierung“ klar, hat aber keine Möglichkeit, die im gegenwärtigen Wirtschaftsleben tatsächlich wirksamen Kräfte zum Neuaufbau des Staates zu nutzen, da er sich von den liberalen Grundvorstellungen, welche diesen Vorgängen gegenüber vollkommen versagen, nicht zu trennen vermag. Darum wirkt auch seine Kritik der korporativen Wirtschaftsordnung m. E. nicht überzeugend.

Über einen dritten Aufsatz, dem im Zusammenhang mit der Diskussion über das Wesen der schweizerischen Nation im „Zürcher Student“ besonderes Interesse zukommt, nämlich über die historisch-psychologische Betrachtung von Prof. Dürr, in Basel, betitelt „Vom nationalen Ressentiment“, wird Paul Lang an anderer Stelle berichten.

Bedeutsames über die Stellung der Frau im nationalen Leben der Schweiz hat uns Dr. H. F. Welti zu sagen, während Dr. Caratsch sich auf wenig Raum mit einer Aufzählung der politischen Jugendorganisationen und Bewegungen beschränken muß, wobei die grundsätzliche Bedeutung, die ihnen doch wohl zuerkannt werden darf, leider zu kurz kommt.

Endlich wird der Beitrag von Jakob Bühler, betitelt „Aktualität in der schweizerischen Literatur“ manchem Kommilitonen Grund zu scharfen Auseinandersetzungen geben. Bühler wirft den schweizerischen Dramatikern und Erzählern vor, daß sie die Aktualität fliehen würden und in Historie und schöner Form stecken geblieben seien. Wörtlich: „Die Werke der erwähnten Schriftsteller möchten ruhig auf den Markt kommen, wenn daneben auch die Werke erschienen, die uns das reale Bild der Schweiz, unsere wirtschaftlichen Existenzkämpfe, die doch unser Kulturniveau, alle unsere geistigen Taten letztlich bestimmen, zeigten. Aber just das ist nicht der Fall: die schweizerische Literatur zeigt uns nicht das wirkliche geistige Gesicht der Schweiz. Und daher kommt es: wir kennen unsere Gegenwart nicht. Wir wissen nicht, mit welchen Problemen unsere Volksgemeinschaft ringt, und dabei stehen wir an einer Zeitwende.... Die Ursache ... ist einzig bei den Universitäten zu suchen. Die literarischen Fakultäten richten unendliches Unheil an ... Sie vermitteln Urteile über ältere und jüngere Literatur, und reden dabei nur von dem, was auf dem Papier steht; daß die besten Werke der Literatur immer leidenschaftliche Tendenzdichtungen waren, das verschweigen die Professoren, weil sie es nicht fühlen.“

Bühlers Kritik an der Literaturbetrachtung der „literarischen“ Fakultäten wird gerade in studentischen Kreisen sicherlich Zustimmung finden. Es ließe sich noch viel darüber sagen. Daß aber die im materiellen Existenzkampf begründeten Tendenzen gleichsam der Urquell des höchsten künstlerischen Schaffens sein sollen, das können wir Bühler ebenso wenig glauben wie den Satz, daß die Universitäten an der scheinbaren Tendenzlosigkeit der schweizerischen Dichtung die Schuld trügen. Wir sind der Universität gegenüber kritisch eingestellt und können an einen wirksamen Einfluß derselben auf die künstlerische Gestaltung kaum glauben. Kunst und Wissenschaft sind heute leider allzu oft getrennte Welten. Die schweizerische Literatur ist stärker in unserem Volke verwurzelt, als Bühler zugeben will. Nur-Tendenz, wie sie Bühler fordert, ist nicht unsere Sache, sondern vornehmlich eine Angelegenheit des Norden, während der Wille zur reinen Form dominiert, je weiter wir nach Süden kommen. Damit wollen wir nicht dem Grundsatz *l'art pour l'art* das Wort reden, sondern lediglich auf die Tatsache weisen, daß wir nicht nur geographisch, sondern auch

in unserem künstlerischen Empfinden weder in Berlin, noch in Rom, sondern zwischen diesen Polen leben. — Tiefer aber, als diese Meinungsdivergenz über den möglichen oder notwendigen Inhalt eines Kunstwerkes berührt uns Bühlers Bekenntnis zum Materialismus. Wir unterschätzen die Bedeutung des Existenzkampfes nicht. Wir wissen, daß die Sicherung der Existenzgrundlage eines jeden Volksgenossen heute unsere erste soziale Pflicht ist. Aber wir sind überzeugt, daß uns die Erfüllung dieser wichtigsten sozialen Aufgabe nur dann gelingen wird, wenn wir uns aus der einseitigen materialistischen Verknüpfung unserer Zeit zu lösen vermögen, wenn Wirtschaft und Materie uns nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke sind und wir das Primat des Geistes über diese Dinge wieder anerkennen. Ohne diese grundlegende Neuorientierung vermag uns weder eine sozialistische, noch eine neuliberale, noch irgend eine neue Wirtschaftsordnung zu helfen, ohne sie bleibt auch der Tendenzroman, welcher die Notlage des Bergbauern schildert, und das Theaterstück, welches für das Recht des Proletariats sich einsetzt, wirkungslos. Unsere Geisteshaltung ist nicht nur Ausfluß unserer materiellen Lebensbedingungen, sondern die Ordnung unserer materiellen Welt ebenso Ausfluß unserer Lebensanschauung. Aus diesen Gründen dünkt uns die, zum mindesten in dem besprochenen Aufsatz dokumentierte einseitig materialistische Anschauung Bühlers ebenso alt, wie die herrschende Interessenpolitik unserer Zeit und Parteien, die dieser Autor an anderen Orten bekämpft. Wir glaubten in Bühler bis heute einen kritischen Kämpfer für die Neugestaltung unseres Staates zu finden und bedauern daher umsomehr, daß er sich von der Vergangenheit nicht lösen kann.

Loslösung von der nächsten Vergangenheit, um aus den Urkräften unserer Erde zu schaffen, was die Zeit uns heißt, das ist wohl unsere, der jungen studierenden Generation große Aufgabe. Was uns an dem besprochenen Jahrbuche besonders interessiert, ist daher die Stellung der älteren Generation zu den Problemen, die auch die unseren sind. Die Ausbeute, welche das erwähnte Jahrbuch bietet, ist köstlich. Die Besprechung mußte sich auf wenige zufällig herausgegriffene Fragen beschränken. Außer den erwähnten Beiträgen bringt das Jahrbuch die Würdigung des Lebenswerkes von drei verdienten, im vergangenen Jahre verschiedenen Persönlichkeiten, nämlich der Nationalräte Baumberger und Micheli, sowie von Prof. August Forel. Eine sorgfältige chronologische Zusammenstellung aller im abgelaufenen Jahre für unser Land wichtigen Ereignisse beschließt das ganze Werk, welches für jeden, der sich ernstlich um die Gemeinschaft unseres Volkes sorgt, eine wertvolle Gabe ist.

Robert Tobler.

Völkerrecht. Von Oberlandesgerichtsrat i. R. C. Schaeffer und Konsul z. D. H. Brode. (Schaeffers Grundriß des Rechts und der Wirtschaft. 15. Band.) 19.—21. vollkommen umgearbeitete Auflage. 192 Seiten. Kartografiert M. 4.25. Verlag C. L. Hirschfeld, Leipzig 1932.

Schaeffers Völkerrecht ist soeben in völlig umgearbeiteter 19.—21. Auflage erschienen, die die neueste Entwicklung dieser so flüssigen Wissenschaft berücksichtigt. Der überaus reichhaltige Stoff wird in der bekannten Darstellungsart geboten, die unter straffer Hervorkehrung der leitenden Gesichtspunkte den Leser mühelos über alle Fragen unterrichtet. Nicht nur der Jurist, sondern jeder Kommilitone wird, da das Völkerrecht heute mehr denn je im Brennpunkt des allgemeinen Interesses steht, mit Freuden zu dem Bande greifen, der jede Materie in ihrer Beziehung zur Gegenwart beleuchtet und in besonders fesselnder Weise aktuelle Fragen wie das Reparationsproblem, die Abrüstung, die Paneuropabewegung, das Haager Gutachten zur deutsch-österreichischen Zollunion behandelt.

Atlantis — Länder, Völker, Reisen. Herausgeber: Dr. Martin Hürlimann. Verlag: Atlantis-Verlag Fretz & Wasmuth A.-G., Zürich.

An der Spitze des Oktoberheftes von Atlantis steht die Erzählung einer „Moselfahrt aus Liebeskummer“ von Rudolf G. Binding, ein dichterisches Herbststück von köstlicher Würze und heiterem Glanz. Lutz Heck schildert anhand wundervoller Aufnahmen aus dem Naturschutzgebiet der Schorfheide unweit von Berlin den „deutschen Edelhirsch“. — Professor Krickeberg, Custos am Berliner Museum für Völkerkunde, berichtet über die „Alt-kolumbischen Goldschätze“ und gibt anhand von farbig wiedergegebenen Prunkstücken aus dem Berliner Museum für Völkerkunde eine packende Vorstellung von den goldenen Kunstwerken, die einst die spanischen Eroberer aus dem „Eldorado“ Altamerikas zusammenraubten. — Ignaz Jezower erzählt ein dramatisches Kapitel aus der Geschichte der Polarfahrten. Der Herausgeber, Martin Hürlimann, gedenkt des 400. Todestages des Reformators Ulrich Zwingli und steuert dazu unvergeßliche Bilder bei von Helm, Schwert und Kelch des heldischen Gottesreiters, den auch Wilhelm von Scholz in einem schönen Gedicht feiert.

An der Spitze des Novemberheftes steht ein reich illustrierter Aufsatz von Udo v. Alvensleben über Herrenhausen, die alte Sommerresidenz der Welfen. Eugen v. Massenbach erzählt die vielen Fährnisse und Abenteuer einer Expedition, die unter der Führung Sven Hedins sich durchkämpfte durch die unwegsame Wüste Gobi. Interessante Bilder vermitteln uns einen lebendigen Eindruck dieser fernen östlichen Welt. Ein Bilderbogen von Robert J. Flaherty entführt uns in die Welt der Pueblo-Indianer. Nachdem die große Arktisfahrt des Grafen Zeppelin die Öffentlichkeit mehr als eine sportliche Sensation beschäftigt hat, berichtet nun Walter Bruns, der auch in seiner Eigenschaft als ehemaliger Zeppelinführer an der Arktisfahrt teilgenommen hat, in einem Aufsatz über die wissenschaftlichen Leistungen der kühnen Fahrt. Ed. Horst v. Tschärner gibt uns eine lebendige Anschauung vom chinesischen Theater und chinesischer Schauspielkunst anhand einer Reihe seltener zum Teil farbiger Bilder, während eine Novelle des koreanischen Schriftstellers Han Fongkeng uns mitten in die chinesische Häuslichkeit führt. Eine Erzählung von Albert Daudistol „Mafalda“ bereichert das vielseitige und unterhaltende Heft.

BEMERKUNGEN ZUM STUDENTENHEIM.

I.

Jetzt, da das Studentenheim einige Zeit funktioniert hat, wäre es angebracht, nachzusehen, ob und wo Verbesserungen anzubringen wären.

Dann muß vorab gesagt werden, daß das Heim als Institution großartige Dienste leistet. Es ist eine ganz andere Atmosphäre im Entstehen begriffen. Erstens zwischen Poly und Uni, dann namentlich auch zwischen den verschiedenen Abteilungen und Fakultäten. Wohl nie wäre das in anderer Weise so schnell und auf der ganzen Linie zu erreichen gewesen. Für viele ist wirklich ein Heim gegründet worden, das empfindliche Lücken ausfüllt.

Soweit das Ideelle zur Diskussion steht, glaube ich, daß man nur dankbar bejahen kann, dabei den Wunsch äußernd, daß die Entwicklung in die eingeschlagene Richtung fortschreiten möge.

Ganz anders aber muß das Urteil lauten, wenn die materiellen Leistungen einer genaueren Prüfung unterzogen werden. Für die große Mehrzahl ist doch das Studentenheim der Ort, wo man in studentischer Umgebung eine gute und billige Mittags- und Abendmahlzeit einnehmen kann. Dieser Aufgabe — und für viele seiner einzigen — wird das Studentenheim nicht gerecht. Weder gut noch billig.

1. Zu: billig. Man kann eine Tagesplatte bekommen zu 60 Cts. oder ein Menu zu Fr. 1.50. Dann noch à la carte. Dafür muß man sich selbst bedienen, d. h. bei einer Ausgabestelle das Essen holen und zum Platz tragen.

Eine Tagesplatte zu 60 Cts. wäre nicht teuer, wenn man instande wäre, nach deren Genuß sich gesättigt zu fühlen. Das ist nicht der Fall, kann nicht der Fall sein, weil 1. die Portion zu klein ist, 2. die Qualität unter Durchschnitt. Letzten Endes kommt das auf das Gleiche hinaus, indem man weniger von einer guten als einer schlechten Speise braucht.

Die Portionen geraten aus dem technischen Grunde sehr klein, weil die Teller sehr flach sind, also kein großes Fassungsvermögen aufweisen. Vergleiche mit anderen Lokalitäten werden das bestätigen.

Die Verwaltung wird mir nun sicher entgegenhalten, daß ich ihr dann gefälligst vormachen soll, wie bei gleicher Leistung billiger zu produzieren wäre, beziehungsweise wie bei gleichem Ertrag eine Qualitätssteigerung herbeigeführt werden könnte. Ich bin mir der Berechtigung dieses Einwandes bewußt und möchte folgendes vorschlagen:

Zuerst soll im „Z. St.“ eine Erfolgsrechnung publiziert werden, damit wir uns davon überzeugen können, daß augenblicklich der Preis berechtigt ist. Man behauptet, daß täglich 1500 Portionen abgesetzt werden. Wenn bei einer solchen Zahl — die, was m. E. sehr wesentlich ist, in einigen wenigen Spitzenstunden abgesetzt wird — die Rentabilität nicht oder kaum gesichert ist, dann liegen Organisationsfehler vor. Der erste, der auf der Hand liegt, ist der, daß viel zu viel Personal da ist. (Ich werde von jetzt an, nur um sinnstörende Weitläufigkeit zu vermeiden, rein positiv von Tatsachen reden, möchte aber bemerken, daß ich durchaus nicht so sicher bin, mich also jederzeit von der Betriebskommission belehren lassen werde.) Wenn der logische Gedanke auftaucht, daß jeder, um Personal zu sparen, seinen Kram selbst holen soll, so ist die mindestens ebenso logische Konsequenz die, daß er nach Erledigung auch selbst aufräumen muß. Ersparnis: in Mensa I 2 Mann, II 2 Mann, Café 1 Mann = 5 Mann mindestens. Während täglich 4 Stunden zu 75 Cts. = Fr. 15.— pro Tag. Das entspräche 25 Tagesplatten oder bei gleichbleibender Zahl (sagen wir 500) 5% Qualitätsverbesserung. Mit der Abschaffung des Abraumdieners erhebt sich die Frage, wie der Abraumverkehr einzurichten wäre. Da muß verwiesen werden auf einen Fehler des Architekten, der jetzt eine mäßig gute Lösung notwendig macht, der andernfalls zu vermeiden gewesen wäre. In Mensa I wird die Kasse am Ende der Leitbahn um 90° gedreht, so daß der Kassier mit dem Gesicht zur Küche gewandt sitzt, beziehungsweise gerade umgekehrt, mit dem Gesicht nach Norden, eingelassen in die Theke. Der freikomende Platz wird abgeschlossen, mit Blech ausgeschlagen und Körbe für gebrauchte Messer, Gabeln usw. hingestellt. Es entwickelt sich also der Rückverkehr zur Küche parallel, entgegengesetzt der Auslieferung. So schneiden sich die beiden Ströme kaum, während jede andere Lösung zu Kollisionen führt, die namentlich in der Spitzenzeit unerträglich sind.

Dann ist die Personalbesetzung nicht auf die Grundlast eingestellt, sondern auf die Spitzenlast. Das ist falsch. Die Spitzenbelastung wird von Studenten verursacht, soll folgerichtig von Studenten aufgenommen werden. Hier wäre ein Punkt, wo man ansetzen könnte, um das Heim populärer zu machen, zu „unserem“ Heim. Jeder Student, der sich zur Arbeit während der Spitzenzeit meldet, bekommt freie Verpflegung. Man braucht vielleicht 10 Hilfskräfte = 20 Gratisportionen täglich. Bei 1500 Portionen ist diese Mehrbelastung unerheblich. Dann geht eben am nächsten Tag weniger in die Suppe.

Die notorische Unzuverlässigkeit der studentischen Hilfe könnte man vielleicht beheben, indem die Betriebskommission mit den betreffenden Kom-

militonen einen Vertrag abschließt und bei Verletzung zu wirtschaftlichen Sanktionen greifen darf (z. B. Ausschluß für eine Woche). Außerdem werden verhängte Strafen im „Z. St.“ publiziert.

Gleichzeitig könnte man zweierlei erreichen: 1. die Betriebsspesen würden reduziert, 2. es würde zusätzliche Arbeitsgelegenheit geschaffen für unbemittelte Kommilitonen. Von vornherein soll sichergestellt werden, daß auch bemittelte sich melden können, ja daß es gewissermaßen eine Ehre ist, mitarbeiten zu dürfen, nur daß eben bei der Entscheidung die Bedürftigkeit ein Wort mitredet. Es kommt ganz auf das psychologische Einfühlungsvermögen der Betriebskommission an, ob diese Aktion gelingt oder von vornherein verpönt ist.

Ich kann die Materie zu wenig übersehen, schätze aber, daß man auf die Art vielleicht nochmals 5 Hilfskräfte aussparen könnte.

Falls nun aber die Saaldiener verschwinden, die Hilfsarbeit von Studenten geleistet wird, muß jeder das tun, was von ihm verlangt wird. Holen tun sie schon, zum Bringen müssen sie angehalten werden. Dazu ist in jeder Mensa ein Saalschutz notwendig, kenntlich durch eine Armbinde. Zweckmäßig wäre das zu verbinden mit dem bereits eingerichteten Amt des Telefonausrufers, damit eine übermäßig große Funktionärzahl vermieden wird.

Das wären einige Vorschläge zur Verbilligung des Betriebs durch Einsparungen. Die Betriebskommission möge sich dazu äußern, namentlich die Zahlenangaben berichtigen und die effektiven Ersparnisse berechnen.

2. Zu: schlecht. Der Mann, der das Menu aufstellt, rechnet zu wenig. Erstens überhaupt, dann mit den Einrichtungen.

Einrichtung. Die Speisen werden aus der Küche in Töpfe gebracht, die elektrisch warmgehalten werden. Zu dem Zweck werden sie mit Deckeln versehen. In einem solchen Topf ist es nicht möglich, nachfolgende Speisen gut zu halten: Kartoffeln, Rösti, Reis, Nudeln, Blumenkohl usw. Der Grund ist der, daß der entwickelte Wasserdampf im oberen, kälteren Teil kondensiert wird und als Wassertröpfchen hinunterfällt, dadurch werden knusprige Speisen (Rösti) weich und somit ungenießbar, gedämpfte (Kartoffeln, Reis, Nudeln) matschig und glasig, mit Saucen versetzte (Blumenkohl) wässrig, weil durch die Verdunstung die Sauce dicker wird und nachher das rückfließende Wasser nicht mehr aufnimmt. Übrigens wird der desolate Zustand, in dem diese Gerichte serviert werden, jeden überzeugen. Es sei darauf aufmerksam gemacht, daß die oben erwähnten Gerichte regelmäßig erscheinen, erscheinen müssen, wegen dem Preis.

Überhaupt. Dann wäre die Tagesplatte noch aus anderen Gründen zu beanstanden. Sie sättigt zu wenig, enthält die notwendigen Substanzen auch in einer ungeeigneten Form (oder überhaupt nicht). Eiweiß ist in zu geringem Maß vorhanden, während Kohlehydrate zu stark überwiegen. Auch fehlen die für den Geistesarbeiter wichtigen Mineralstoffe oft ganz. Man kann die Arbeiterküche und die Studentenküche nicht identifizieren.

Eine zweckmäßige Lösung stellt das Eintopfgericht dar. Zurzeit liefert man in Frankfurt 1 Liter eines solchen Gerichts zu 22—23 Pfg. = 28 bis 29 Cts. Man vergegenwärtige sich aber, wieviel 1 Liter Nahrung darstellt.

Es wären für die Winterzeit Rüben, Karotten, Kohl (roten, weißen, grünen usw.), Endivie, Sauerkraut, getrocknete Erbsen und Bohnen und ähnliches mehr zu verwenden. Es ist möglich, mindestens 14 verschiedene Gerichte herzustellen, so daß der Einwand der Eintönigkeit hinfällig wird. Mit Fleisch gekocht, z. B. nur 20 g pro Portion, zuviel ist auch verkehrt, stellt das eine sehr brauchbare Nahrung dar, die geeignet ist, längere Zeit warm gehalten zu werden, ja dadurch schmackhafter wird. Wenn dazu etwas Salat serviert wird, ist das Vitamingleichgewicht hergestellt. Teilweise haben die Zutaten den großen Vorteil der Haltbarkeit, so daß man

größere Posten einkaufen kann, also billiger produzieren. Für 60 Cts. muß eine feudale Mahlzeit herzustellen sein, die den größten Fresser sättigen kann.

Auch hiermit sollen die Möglichkeiten nicht erschöpft sein, sondern es soll lediglich auf Tatsachen hingewiesen werden, die bisher der Betriebskommission unbekannt zu sein scheinen.

Zusammenfassung. Im vorliegenden Aufsatz wird an Hand von Beispielen gezeigt, daß bei aller Anerkennung für die ideelle Leistung des Studentenheims, die praktische den Erwartungen nicht voll entspricht, indem namentlich das Essen als zu teuer und zu schlecht empfunden wird.

Vorschläge zur Verbesserung beziehen sich auf:

1. Ersparnisse am Personal durch
 - a) zweckmäßigere Einteilung des Abraumdienstes,
 - b) Heranziehung studentischer Hilfskräfte;
2. Qualitätssteigerung des Essens durch Einführung des Eintopfgerichtes.

O. J. Oppenheim, cand. phil. II.

II.

Der Einladung der Redaktion, mich zu Vorstehendem kurz zu äußern, komme ich gerne nach; denn die Betriebskommission nimmt seitens der Besucher des Studentenheims jederzeit Anregungen und Wünsche entgegen. Aus diesem Grunde wurden wöchentlich zwei Sprechstunden angesetzt. Das Wunschbuch, das dem gleichen Zwecke hätte dienen sollen, mußte leider wieder zurückgezogen werden, weil bei dessen Gebrauch die schlechtesten Seiten der Massenpsychologie und der Anonymität zu stark in den Vordergrund traten.

Eine eingehende Beantwortung der von Herrn Oppenheim gestellten Fragen in schriftlicher, öffentlicher Diskussion ist jedoch nicht möglich. Nicht weil etwas zu verheimlichen wäre; wohl aber, weil in jedem großen Betrieb, wie das Studentenheim einen darstellt, Erfahrungen in vielen Beziehungen gemacht werden müssen, bevor über manche Frage ein abschließendes Urteil gefällt werden kann. Es ist ausgeschlossen, jedermann fortlaufend zu orientieren über alle die vielgestaltigen Wirtschaftsfragen. Das würde allen Grundsätzen einer guten Betriebsleitung widersprechen. Die Betriebskommission, in der die Studentenschaften beider Hochschulen vertreten sind, macht von ihrem Einsichts- und Kontrollrecht durchaus den nötigen Gebrauch. Sie weiß auch, welches die großen Unkosten des Studentenheims und die jährlichen Beträge für Kapitalzinsen- und Rückzahlungen sind. Der Besucher des Studentenheims jedoch darf nun doch nicht, als ob er einen Rechtsanspruch darauf hätte, jederzeit die Veröffentlichung von Rechnungen und Bilanzen verlangen. Er kann und soll das Studentenheim trotzdem als „sein“ Heim betrachten und wie bisher, oft recht wertvolle Anregungen vorbringen und sich gelegentlich auch in etwas vermehrtem Maße zur freiwilligen Mitarbeit zur Verfügung stellen. Von dem vom Genossenschaftsvorstand jährlich herausgegebenen Geschäftsbericht — der erste erscheint verspätet, weil er gemeinsam mit dem Baubericht gedruckt wird — kann jedermann Kenntnis nehmen. Er wird allen Genossenschaften und auch den Studentenschaften zugestellt werden.

Im Hinblick auf das Maß, in welchem die Studierenden Auskunfterteilung beanspruchen und die Entgegennahme und Behandlung von Postulaten durch die Betriebskommission erwarten dürfen, ist also — wenn wir bei einigermaßen geregelten Zuständen bleiben wollen — durchaus ein Unterschied zu machen zwischen den Vertretern der Studentenschaften in der Betriebskommission und den übrigen Besuchern des Studentenheims.

Diese grundsätzlichen Bemerkungen wurden nur aus Anlaß der Ausführungen von Herrn Oppenheim gemacht und richten sich keineswegs in be-

sonderer Weise gegen ihn. Abgesehen davon, daß seine Urteile über die Preise und die Qualität der Speisen mindestens zu kategorisch sind und daß gewisse naturwissenschaftliche Kenntnisse in übertriebener Weise auf die Nahrungszubereitung und -Aufbewahrung angewendet werden, enthalten seine Ausführungen Vorschläge, die zum Teil schon geprüft und als undurchführbar erkannt wurden und die zum Teil noch geprüft werden sollen.

Mit Bezug auf die mit der Preisbildung zusammenhängenden Fragen sei nur soviel gesagt (Weiteres ist seinerzeit dem Jahresbericht zu entnehmen): Der ganze erste Stock des Heimes steht den Besuchern zur freien Verfügung; die hieraus entstehenden Spesen sind nicht unwesentlich und müssen auch beglichen werden. Gewiß ist der Personalbestand notgedrungen teilweise auf die Spitzenleistungen eingestellt. Herr Oppenheim gibt sich jedoch keine Rechenschaft über die große Arbeitsleistung, die das gesamte Personal verrichtet, das zum Teil auf seine wöchentlichen Freitage verzichtet zugunsten etwas längerer Ferien. Mit dem vorgeschlagenen studentischen Abräumedienst hat man andernorts ganz unerfreuliche Erfahrungen gemacht, was uns vor einer Woche zufälligerweise erneut von einem ehemaligen Leiter des Tübinger Studentenheims bestätigt wurde. Übrigens: — Wer räumt dann jeweilen die trotz des studentischen Abräumedienstes noch liegen bleibenden Gegenstände weg, wenn es jetzt noch nicht einmal als Selbstverständlichkeit betrachtet wird, daß Zeitungen, die man gelesen hat, wieder zurückgehängt werden sollten? Ein weiteres kompliziertes Problem mit finanziellen Auswirkungen bringen die akademischen Ferien, während welcher die Frequenz stark abnimmt.

Die Eintopfgerichte! Es liegen ebenso viele Wünsche vor, die in der entgegengesetzten Richtung gehen. Es ist eine Binsenwahrheit, daß man nicht allen Wünschen Rechnung tragen kann. Die Geschmäcker sind eben verschieden im Osten und im Westen. Entsprechend unserer Lage befolgen wir den Weg der Mitte.

Es war nur meine Absicht, auf einige vielleicht zu wenig bekannte Schwierigkeiten, mit der die Leitung eines Studentenheimes verbunden ist, aufmerksam zu machen.

Dr. H. Boßhardt, Präsident der Betriebskommission.

OFFIZIELLE MITTEILUNGEN.

EIDGENÖSSISCHE TECHNISCHE HOCHSCHULE.

Im ersten Halbjahr 1931 haben an der Eidg. Technischen Hochschule den Dokortitel erworben:

Abteilung

I	Rohn, Roland, von Genf	Dr. sc. techn.
II	el Demirdash, Ibrahim A., von Kairo (Aegypten)	techn.
II	Wahed, Sabey Abd, von Kairo (Aegypten)	techn.
II	Woycicki, Kazimierz, von Warschau (Polen)	techn.
III	Koenig, Paul, von Bern	techn.
III	Radulet, Remus, von Timisoara (Rumänien)	techn.
IV	Ankersmit, Paul J., von Amsterdam (Holland)	techn.
IV	Feldmann, Jakob, von Glarus	techn.
IV	Fisch, Willy, von Egnach (Thurgau)	techn.
IV	Frey, Hans, von Berneck (St. Gallen)	techn.
IV	Geret, Hans, von Mellingen (Aargau)	techn.
IV	Goldberg, Moses, von Voru (Estland)	techn.
IV	Kaufmann, Werner, von Nürnberg (Deutschland)	techn.

Abteilung		
IV	L'Orsa, Fortunat, von Silvaplana (Graubünden)	techn.
IV	Molinari, Silvio, von Tirano (Italien)	techn.
IV	Monsch, Alfred, von Malans (Graubünden)	techn.
IV	Scheidegger, Jakob, von Wyßachen (Bern)	techn.
IV	Suenderhauf, Hermann, von Untereggen (St. Gallen)	techn.
IV	Wiegand, Willy, von Rhöndorf (Deutschland)	techn.
VII	Gisiger, Leo, von Niederbuchsiten (Solothurn)	techn.
VII	Hoffmann, Silvio, von Basel	techn.
X	Gschwind, Max, von Grenchen (Solothurn)	nat.
X	Müller, Emil, von Zürich	nat.
X	Rusterholz, Alexander, von Wädenswil (Zürich)	nat.
X	Steiger, Oskar, von Flawil (St. Gallen)	nat.
X	Stöbel, Rudolf, von Basel	nat.

Der Sekretär des Rektorates der Eidg. Technischen Hochschule:
W. B a c h m a n n.

NEUANSCHAFFUNGEN DER BIBLIOTHEKKOMMISSION

bis 24. November 1931.

Baum: Zwischenfall in Lohwinckel.
Carossa: Der Arzt Gion.
Duun: Ölsöyburschen.
Edschmid, Kasimir: Feine Leute.
Ewers: Alraune.
Friedell, Egon: Kulturgeschichte der Neuzeit, Band III.
Hanselmann, H.: Jakob, sein Er und sein Ich. — Jakobli, aus einem
Büblein werden zwei.
Hauser: Feldwege nach Chicago.
Hennings-Ball: Hugo Balls Weg zu Gott.
Hergesheimer: Die drei schwarzen Pennys.
Heuser: Die Reise ins Innere.
Kästner, Erich: Fabian.
Keyserling: Spektrum Europas, neue Auflage.
Kindermann: Zwei Jahre in Moskauer Totenhäusern.
Knickerbocker: Der rote Handel lockt.
Maurois, André: Lyantey.
Moeschlin: Barbar und Römer.
Muron, Joh.: Die spanische Insel. — Der Seefahrer.
Roesmann: Fischbein streckt die Waffen.
Sejfullina: Wirinea.
Stodola: Gedanken zu einer Weltanschauung.
Werfel, Franz: Die Geschwister von Neapel.
Winder, Ludwig: Dr. Muff.

PREISAUSSCHREIBEN.

Die Studentenschaft der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät erbittet Entwürfe für eine „Schnitzelbank“, mit oder ohne Illustrationen, singbar nach einer bekannten Melodie, für den „Jur-et-oec.“ vom 15. Januar 1932. Einsendungen unter der Bezeichnung „Schnitzelbank“ sind bis 20. Dezember 1931 an das Sekretariat der Studentenschaft, Universität, Zimmer 2, zu richten.

Preise. Erster Preis: Fr. 20.—; zweiter Preis: Fr. 10.—; dritter Preis: Freikarte für den „Jur-et-oec.“.

Der Fakultäts-Ausschuß.

GENERALVERSAMMLUNG, SKILAGER UND PREISAUSSCHREIBEN DES HOCHSCHULSPORTVEREINS ZÜRICH (H.S.Z.).

Die Generalversammlung fand am 3. November 1931 im Studentenheim statt, zu der 49 Mitglieder erschienen waren. Als Gäste konnte der Präsident Herrn Fr. Hoffmann, unsern Sportlehrer, Frl. Ott, Präsidentin des Studentinnenturnvereins, und Herrn Aue von der A.S.K. begrüßen.

Nach Verlesung des Protokolls wurde auf Antrag des Rechnungsrevisors dem Quästor Décharge erteilt, worauf der Präsident eine Orientierung über den Hochschulsport im allgemeinen gab, wobei zum Ausdruck kam, daß dieser leider immer noch zersplittert ist und der Zusammenfassung harret, daß er sich deswegen nicht kräftig genug nach außen durchzusetzen vermöge, obwohl das Bedürfnis deutlich vorhanden ist. Namentlich wirkt das Fehlen jeglicher Sport- und Turnanlage an den Hochschulen hemmend, und es wurde der Wunsch ausgesprochen, daß dem bald anders werden möchte.

Über den Verein im speziellen ergab sich, daß das Anwachsen der Mitgliederzahl (jetzt 150) als ein offenkundiger Beweis für das Anwachsen der Sportbewegung in Zürichs Hochschulkreisen gedeutet werden darf, und daß das Interesse der Studierenden an ihrer Gesundheit steigt. Die Tätigkeit des Vereins wurde im Sportbericht durch Sportleiter Brönnimann gewürdigt. Dann kam Zukünftiges zur Sprache. Zwei interessante Projekte zur Reformierung des Sportlebens liegen vor, die hoffen lassen, daß auch die Dozenten und Behörden mitmachen werden, wenn der Impuls unter den Sportlern aktiv genug ist. Das eine geht von privater Seite aus und sieht eine finanzielle Unterstützung des Vereines vor als Basis einer zukünftigen Gesamtstudentischen Sportbewegung, wie sie an deutschen Hochschulen schon länger besteht. Das andere geht von offizieller Seite aus und will ebenfalls, daß der Hochschulsport nicht mehr privater Initiative überbleibe, sondern quasi von Amtes wegen gefördert werde.

Das Skilager des H.S.Z. findet statt in Arosa vom 26. Dezember 1931 bis 9. 1. 1932. Man schläft und kocht dort in der Jugendherberge, die etwa 20—25 Personen Raum bietet. Preis: Fr. 65.— inkl. Verpflegung, Licht, Heizung. Sollten sich sehr viele Teilnehmer melden, so könnte zu ähnlichen Bedingungen ein zweites Lager in Frauenkirch bei Davos eingerichtet werden. Anmeldungen sind bis 10. Dezember 1931 an Willy Wechsler, phil. II, Ottikerstraße 19, zu richten.

Der Sportbericht betonte hauptsächlich die verschiedenen Anlässe, bei denen der H.S.Z. aktiv dabei war (Stadtzürch. Handballmeisterschaft, Quer durch Zürich, gegen Universität Basel etc.) und verdankte die Arbeit, die Sportlehrer Hoffmann während des letzten Semesters mit uns gehabt hat, und gottlob auch dieses Semester wieder hat. Die Übungsabende waren zum Teil über Erwarten gut besucht (bis 90 Teilnehmer) und auch dieses Semester reicht die Halle gerade aus.

Es folgte die Wiederwahl des Vorstandes, von dem ein Sportleiter durch einen andern ersetzt werden mußte.

In der Diskussion kam zum Ausdruck, daß eine stärkere Zusammenarbeit vom H.S.Z. und dem Studentinnenturnverein, der uns angeschlossen ist, nur zu wünschen wäre, auch bei Touren und im Skilager. Sodann

ATWATER KENT RADIO

betonte Herr Aue von der A.S.K., daß auch im Verhältnis A.S.K. — H.S.Z. noch vieles besser werden könne im Sinne von Zusammenarbeit, was unser Präsident unter Hinweis auf die bald berühmte „Subventionsfrage“ nur unterstreichen konnte.

Zum Preisausschreiben. Es gingen keine Lösungen ein. Der Mitgliederbestand des Vereins ist seither um 75% gestiegen.

SCHWEIZ. HOCHSCHULVEREINIGUNG FÜR DEN VÖLKERBUND

Sektion Zürich.

Der verdiente frühere Zentralpräsident unserer Vereinigung, Dr. oec. publ. Jacques Kunstenaar, derzeit Präsident der die verschiedenen nationalen Völkerbunds-Hochschulvereinigungen zusammenfassenden „Fédération Universitaire Internationale pour la SDN“, führte uns am 23. November 1931 im Auditorium II der E.T.H. mit seinem auf Grund eingehender Aktenstudien gehaltenen Vortrag über „Das politische Gesicht der Völkerbundsfinanzen“ in eine in unserem akademischen Völkerbundskreise eher selten öffentlich behandelte Materie ein, die durchaus interessante und teils neue Gesichtspunkte zu Tage förderte.

Der Referent konzentrierte sich zunächst auf eine kurze Schilderung der Beitragspolitik der einzelnen Mitgliedstaaten des Völkerbunds und sodann auf einen etwas eingehenderen Streifzug durch die Ausgabenseite der Völkerbundsbilanz.

Im zweiten Teile seiner Aussprache ging Dr. Kunstenaar auf sein eigentliches Vortragsthema ein und konstatierte, daß die Beitragsleistungen der 54 Mitgliedstaaten, von finanzpolitischer Warte aus betrachtet, wie auch deren Einstellung zur Ausgabenseite des Völkerbundsbudgets, wertvolle Einblicke in die grundsätzliche Stellungnahme der einzelnen nationalen Staaten zum Völkerbund gewähren. Hauptsächlich nichteuropäische Staaten haben seit 1921 mit ziemlicher Insistenz immer wieder Reduktionen des Völkerbundsbudgets beantragt, indem sie meisthin der Meinung waren, daß sie vom Völkerbund bedeutend weniger profitierten als die europäischen Mitgliedstaaten. Andere Staaten wiederum befürworteten eine Verteilung einzelner Ausgabenposten auf die in der betreffenden Materie hauptsächlich interessierten Einzelstaaten. Die Herstellung des Gleichgewichts zwischen der politischen Bedeutung eines Mitgliedstaats einerseits und seiner finanziellen Beitragsleistung an das Völkerbundsbudget andererseits erheischt somit gelegentlich Kompromisse, wie wir sie auch auf anderen Gebieten internationaler Zusammenarbeit vorzunehmen gezwungen sind.

Die Veranstaltung, die einen guten Besuch aufwies, stand unter der kundigen Leitung unseres Vizepräsidenten Hans Waser. O. Brander.

HOCHSCHULGRUPPE FÜR PANEUROPA.

Am 5. November veranstaltete die „Hochschulvereinigung für Pan-europa, Gruppe Zürich“, zusammen mit der „Schweiz. Jugendsektion der Paneuropa Union“ und der Vereinigung „Nie wieder Krieg“ einen Vortrag über das Thema „Gasschutz in einem zukünftigen Kriege“. Die Vortragende, Frl. P. D. Dr. Woker, aus Bern, setzte in detailliert sachlicher Weise die Unmöglichkeit eines Schutzes der Zivilbevölkerung gegen einen Gasan-

TELION A.-G., BAHNHOFPLATZ 3, ZÜRICH
FILIALEN IN BERN, LAUSANNE UND ST. GALLEN

griff aus der Luft auseinander. Über 200 Personen folgten den Ausführungen von Frä. Dr. Woker.

Schweiz. Hochschulvereinigung für Paneuropa, Gruppe Zürich.

UNIVERSITÄT ZÜRICH.

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Leonhard Seiler von Dinhard (Dissertation: Die Anginaaffektionen der medizinischen Universitätsklinik Zürich der Jahre 1920—1930); Herr August Studer von Neuendorf (Dissertation: Über Osteomyelitis und Trauma. Bearbeitet an Hand eines Materiales von 140 Fällen); Herr Marcus van Schouwen von Nijehasse, Friesland (Dissertation: Untersuchungen über die Oidiomycinreaktion); Herr August Huber von Besenbüren, Aargau (Dissertation: Ophthalmologische Untersuchungen an eineiigen und zweieiigen Zwillingen); Herr Wolfgang Wetter von Basel (Dissertation: Über Typhusbazillenträger und deren operative Behandlung); Herr Wilhelm Schibler von Walterswil, Solothurn (Dissertation: Über Selbstverletzungen und künstliche Wundunterhaltung zur illegitimen Obtention von Versicherungsleistungen. Fälle der Schweizerischen staatlichen (SUVAL) und privaten Unfallversicherungen); Herr Franz Studer von Escholzmatte (Dissertation: Der Sauerstoffverbrauch beim Gehen auf horizontaler Bahn).

An der medizinischen Fakultät hat zum Doktor der Zahnheilkunde promoviert: Herr Giacomo Tollardo von Lamon, Italien (Dissertation: Über Heilungsvorgänge im periapicalen Gebiet nach antiseptischer Wurzelbehandlung).

An der veterinär-medicinischen Fakultät haben promoviert: Herr Ernst Schäppi von Zürich (Dissertation: Magen und Darm des Wildschweines. V. Beitrag zur makroskopischen Anatomie von *Sus scrofa* L. und zum Domestikationsproblem); Herr Theodor Gschwend von Altstätten (Dissertation: Das Herz des Wildschweines. VI. Beitrag zur Anatomie von *Sus scrofa* L. und zum Domestikationsproblem).

An der philosophischen Fakultät I hat promoviert: Fräulein Ida Wyß von Zürich (Dissertation: Virtù und Fortuna bei Boiardo und Ariost).

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät haben promoviert: a) Zum Doktor beider Rechte: Herr Hans Herold von Chur (Dissertation: Zwingendes Aktienrecht. Untersuchungen über das Wesen des zwingenden Privatrechtes); Herr Viktor Stäheli von St. Gallen (Dissertation: Darstellung und Kritik der im Schweizergeschäft verwendeten Allgemeinen Haftpflicht-Versicherungsbedingungen).

b) Zum Doktor der Volkswirtschaft: Herr Emil O. Duft von Kaltbrunn, St. Gallen (Dissertation: Der Schweizerische Geld- und Kapitalmarkt und die Wirtschaftskrise 1920/21); Herr Heinrich Binder von Winterthur (Dissertation: Untersuchung über Arbeitsteilung, Arbeitsvereinigung und Arbeitsgemeinschaft im Schweizerischen Bankwesen); Herr Wilhelm Meier von Hüntwangen, Kt. Zürich (Dissertation: Die Emission ausländischer Anleihen in der Schweiz. Ein Beitrag zur schweizerischen Kapitalexportpolitik).

An der medizinischen Fakultät haben promoviert: Herr Josef Schnetzer von Jonschwil (Dissertation: Über einen Fall von Lymphogranulom mit Hauterscheinungen); Herr Moritz Dreßler von Zürich (Dissertation: Die Höchstwehenzahlen der Spontangeburt bei Mehrgebärenden mit vorzeitigem Blasensprung und normal weitem Becken, sowie deren praktische Bedeutung für den Geburts- und Wochenbettverlauf); Herr Ferdinand Wuhrmann von Kilchberg und Zürich (Dissertation: Die Beeinflussung des aktiven Mesenchyms durch Wärmebehandlung); Herr Max Brögli von Burgdorf, Bern (Dissertation: Ein Fall von Rankenneurom mit Tastkörperchen).

**Diese Seite stand nicht für die
Digitalisierung zur Verfügung.**

**Cette page n'était pas disponible
pour la numérisation.**

**This page was not available for
digitisation.**